

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1821)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gruß des hinkenden Boten, zum neuen Jahr 1821.

Da bin ich wieder! grad so böß so fromm,
So klug und dumm wie sonst; und kurz der
Alte;

Und eben d'rum wohl weniger willkommen,
Weil ich die alten Tücl' behalte.

„Nun wünsche wenigstens ein gutes Jahr!“

„Ey, schönen Dank! das laß' ich bleiben.

Ihr werdet's doch im Alten treiben;

Und so bleibt alles wie es war.

Ja! könnte man mit Spott und Lachen,

Die Schurken fromm, die Narren klug,

Und alle Bösen besser machen,

Dann hätt' ich wohl — zu thun genug;

So käm' ein gutes Jahr Euch allen,
Auch ohne Wunsch vom lahmen Bott.

Geseht denn auch, ich liesse mir's gefallen,
Und wünscht' Euch hier auf Leben und auf
Tod,

Was nur zu wünschen ist; du lieber Gott!

Meint Ihr es stünde darum besser?

Und Euer Glück wär darum größer?

Last seh'n! „Ein glücklich Jahr Euch allen.“

„Ey, schönen grossen Dank dir Bott!“

Nun! hat der Hungerige jezt Brod?

Wird jezt der Schwache minder fallen?

Der Zänker raust, — der Säuser sauft;

E

Der Hudel hubelt, — der Dummkopf pudelt;
 Der Lügner lügt, — der Schurk betrügt;
 Und jeder Thor, — bleibt wie zuvor.
 Und hierin liegt die Pestilenz,
 Woran die meisten Menschen kranken,
 Daß sie nicht in der Tugend Schranken
 Einhergehn. Da hilft nicht Essenz,
 Nicht Pulver, Trank, Lattwergen, Pillen,
 Ach! Thorheit, Unverstand und Laster,
 Die heilen weder Kraut noch Pflaster,
 Gewünscht wird Gutes ja genug.

Gethan wird leider herzlich wenig.
 Und ist ein Mensch nicht brav und klug,
 So sey er Bettler oder König,
 Er ist, glaubt meinem alten Kopf,
 Trotz allem, doch ein armer Tropf.
 So geht denn alles seinen Gang.
 Ich hinke fort an meiner Krücke;
 Ihr lauft, als wär Euch angst und bang,
 Euch athemlos nach Euerem Glücke;
 Doch merkt: man kann in vielen Sachen
 Sich Glück und Unglück selber machen.

Etwas für die Leser des Hinkenden Boten.

Vor mehr als dreißig Jahren stand
 eine Geschichte im Hinkenden Boten, die
 viel Aufsehen erregte. Ein geiziger Müller
 sollte einem Schnitter, der, wie er meinte,
 zu viel essen mochte, gesagt haben: „Nun,
 nun deine Mühle geht streng!“ Der Schnitter
 soll ihm geantwortet haben: „Die Mühle
 kann wohl gehn, es ist Wasser genug darzu
 — in unserm Wein.“

Nun wußte plötzlich jedermann wen das
 anging; man nannte den Müller mit Na-
 men, man zeigte mit Fingern auf ihn, und
 er — was that er? Er lachte und schwieg!
 Und daran that er recht, denn er war un-
 schuldig, und die Geschichte war aus einem
 alten Buche, das vor mehr denn fünfzig
 Jahren gedruckt war. Wer war nun eigent-
 lich der Narr im Sptel? Mich dünkt man

könnte das Deuten wohl lassen; besser noch
 wäre, man machte keine dummen Streiche,
 so kommt man nicht in den Kalender; das
 wäre gescheider, als dem armen Hinkenden
 Boten den Tüterlütü auf den Hals wünschen.

Brächt der Kalender nichts zum Lachen,
 Nur lauter ernsthaft gute Sachen,
 So würden alle groß und klein,
 Dem Büchlein Schimpf und Schande schrei'n.
 Doch laßt mir nur das Deuten bleiben;
 Ihr wißt doch nicht von wem wir schreiben;
 Und macht ihr mir gar Streit und Zank
 So geb Euch — jemand anders Dank.

Nachtigallen-Futter giebt man den
 Hühnern nicht.

Hans. Da hab ich ein schönes Buch.
 Es heißt Kants Kritik der reinen
 Vernunft.

Vott. Schon gut! Aber hättet Ihr zuerst reine Vernunft gekauft, die Kritik wäre noch früh genug gekommen.

Christen. Aber da: die Mehrheit der Welten, das ist doch gewiß schön!

Vott. Recht schön! aber bis du zuerst deine Matten und Aecker, dann deine Gemeinde, dann das Oberamt, dann den Canton, dann die ganze Schweiz und sofort die ganze Erde genug kennst, kannst du wohl warten mit Orion, Sirius und Aldebaran.

Peter. Aber da: mein Musen-Almanach?

Vott. Fang du zuerst die Mäuse auf deinem Land und in deinem Speicher, und lerne dann einen richtigen Brief schreiben, ehe du solch Zeug liest.

Alle. Der Hinkende Vott bleibt doch immer ein unverschämter Bursche!

Eine Fabel.

Ein Fuchs der schon seit manchem Jahr Das Schrecken aller Hühner war; Den alle Gänse die ihn kannten Nur ihren bösen Teufel nannten. Der Fuchs ward alt, und matt und schwach, Und sieng nun an den Kopf zu henken Weil ihm trotz aller seiner Ränken Doch oft das Futter jezt gebrach.

„Hm! sprach er da, bey meiner Ehr!
„Bin ich der alte Fuchs nicht mehr?
„Solls meiner List denn nicht gelingen
„Das dumme Bleh in's Garn zu bringen?
„Wohl auf denn Fuchs! und sey kein Tropf,
„Noch hast du ja den alten Kopf.“

Da findt der Schalk in einer Hütte Im Wald, das Stück von einer Rutte, Macht einen Pilgermantel draus Und wandert nun von Haus zu Haus;

Seufzt über seine alten Sünden Und läßt sich gar bußfertig finden:

Er ladet zu dem grossen Stein Im Felde das Geflügel ein.

„Der Tod, spricht er, soll mich nicht finden

„Eh ich Euch alle meine Sünden

„Mit Thränen abgebetet hab’,

„Ach! schaffet mir ein ruhig Grab.“

Man weiß ja leider das Gesicht

Stirbt eben auch vor Klugheit nicht;

Sie lassen also sich bethören

Des Fuchsen Beichte anzuhören,

Und stellen zahlreich sich gar fein

Im Feld bey'm grossen Steine ein.

Der Fuchs fängt an mit frommen Mienen

Die allen wahr und aufrecht schlenen.

Doch mitten aus der Rede flugs

Springt der vertrackte böse Fuchs

Ins dichteste Geflügel ein

Und beißt und kneilt so Hals als Bein,

Er schafft sich manchen guten Braten,

Und lacht das ihm der Streich gerathen.

Merkt Euch: Art läßt ja nicht von Art,

Wie mancher das mit Leid erfahrt.

Etwas über Kinderzucht in älterer Zeit.

Der bekannte kurzweilige Pater Abraham a sancta Clara schreibt 1722 folgendes: „Die Kinder kommen kaum aus der Wiege, so werden sie gleich geschmiert, geschnürt, geschmückt, gedrückt &c.; dieses alles geschieht damit sie einen geraden Leib erhalten. Nach diesem muß der Tanzmeister kommen; da wird der kleine Franzel unterrichtet in dem Tangel, und die Jungfer Gredel tanzt ein Menaetel. Sodann meldet sich auch der Sprachmeister an, da müssen sie schon französisch plappern und schreyen

oui, oui, wie die jungen Ferkel; und lernen die Compliment-Sprüche weit eher als die Artikel des Glaubens &c. &c.“

Die bösen Vögel.

„Es sind doch keine schlimmere Vögel als die Agersten.“ So jammerte des alten Schulmeisters Frau; „da haben sie mir hurtig die Selse vom Brunnentrog gestohlen.“ — Aber der Mann meinte; „Ich weiß Vögel, die sind viel schlimmer als die Agersten.“ — „Etwa die Späzen? — Nein! Die Krähen? — Nein! — Die Rinderstahren. Nein! — Nun welche denn? — Ey die Spottvögel! die sind die schlimmsten!“ So hat er gesagt, und der Hinkende Bott ist dabey gewesen, und hat eine Preise Maroko geschnupft, und sich ernüßet; und der Schulmeister hat gesagt: „Zur G'sundheit Rudi!“

Auch ein Wort über Armuth.

Soll mich wundern, ob es mit der Armuth nicht bald besser wird, sagte der alte verständige Chorrichter zu mir. — Es sind da so viel Schriften über das Armenwesen eingangen; es müßte alles nüt b'schüßsen wenns nicht bessern sollte. Oder was denkst du Bott, von der Sach? Es kommt sagte ich, aufs Probieren an; wenn einmal die Aare wieder so recht wüßthut, und alles zerreißen will, probiert ob ihr sie mit Papier verstopfen könnt. Vielmehr wird gegen die Armuth nicht viel auszurichten sein; denn selbst da, wo unserseits gegen sie etwas auszurichten wäre, da wollen viele nicht helfen, die da helfen könnten.

Da hat sich der Chorrichter b'segnet, und gemeint das sey freventlich geredet, und könnte

ich großen Verdruß davon haben. Ja wohl wenn man mich Unrecht versteht. — Aber wen meint ihr der helfen könnte und nicht will? Es ist das Volk selbst am allermeisten. Da hat mir der Chorrichter meine Pfeife gestopft und mußte ich ihm meine Meinung sagen wie folget:

Wie das Volk selbst größtentheils an seiner Verarmung Schuld ist, davon will ich nachher reden. Vor Allem aus muß ich aber, um nicht unbillig zu seyn, einer Hauptursache gedenken, die zum Theil selbst die Folge unsers in vielen Hinsichten glücklichen, und in diesen Hinsichten betrachtet, gegen vormal's verbesserten Zustandes ist; wobey wir zugleich auch einsehn lernen, daß bey der Mangelhaftigkeit aller irdischen Dinge, unter gewissen Umständen auch das Beste das der Mensch thut, nachtheilig wirken kann, das soll uns dann auch besonders in unsern Urtheilen über Regierung und Regierende bescheidener machen, so daß wir eine Vollkommenheit die unterm Monde nicht möglich ist, auch von ihren bestgemeinten und einsichtvollsten Vorkehrungen nicht erwarten, und um des größern gewissen Guten willen, das sie dadurch bezwecken und erreichen, das Zufällige, Einzelne oder Mehrere treffende, Unbeliebige und Widrige nicht einseitig auffuchen, und zum Gegenstand unsers Tadel's herausheben.

Diese Hauptursache der Verarmung ist, das außerordentliche Anwachsen der Bevölkerung, welche das Land mit Menschen erfüllt, und dieses Anwachsen rührt größtentheils davon her, daß für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit des Volkes weit besser gesorgt ist als ehmal's.

Einmal erstlich sterben verhältnißmäßig weit weniger Menschen als sonst, an den

Blattern, deren Verherrungen durch die Impfs-Anstalten verwehrt werden, pestartigen und ansteckenden Seuchen die von aufsen herein drohen, aber durch scharfe Grenz-bewahrung ausgespart bleiben, an solchen die durch Bitterung, Mißwachs örtliche Beschaffenheit ic. im Innern entstehen, wozegen aber eine aufgeklärtere thätigere zusammenwirkendere Gesundheits- und Ordnungspolizy alsobald arbeitet, an Vergiftungen und Hinrichtungen durch Pfluscher und Quacksalber, weil das überhaupt aufgeklärtere Volk sich ihnen weniger überliefert; weil sie schärfer beobachtet und ihrem Unfug Einhalt gethan wird; weil hingegen für den erforderlichen Unterricht und die praktische Bildung von Aerzten für alle Theile des Landes, und daß es ihnen an den nöthigen Hülfsmitteln, Erleichterungen, Aufmunterungen in Ausübung ihres heilsamen Berufes, nirgends fehle, durch vortreffliche Vorkehrungen gesorgt ist. Somit können Pest, Seuchen ic. die sonst ganze Länder entvölkerten, uns wenig oder nichts anhaben; so können unzählige Eltern ihrer Söhne und Töchtern, Leben, Gesundheit, Schönheit, vor der Wuth der Blattern in Sicherheit wissen, so wie Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, Gatte und Gattin, so weiß der Reiche und Arme bey hinreichender tauglichen Aerzten, nun in tausend Fällen mehrere Hülfe, Rath, Erleichterung zu finden ic. Und ist dies nicht Glück? unsäglich viel Gutes, wer könnte wollen daß dem nicht so wäre? aber eben so muß die Bevölkerung auch zunehmen.

Sodann muß aber die Bevölkerung natürlicher Weise auch im Uebermaas anwachsen, weil je mehr Menschen, desto mehr auch Familien entstehen, die hinwiedrum durch ihre

Nachkommene in mehrere Aeste sich ausbreiten, diese desgleichen, und so muß die Menschenzahl (nach geometrischem Verhältniß) in's Doppelte, Vierfache, Achtfache, u. s. w. fort und fort sich vermehren.

Die Bevölkerung nimmt bey uns überhand, weil andre Länder, jetzt selbst übervölkert, da sie sonst unsre Landleute in Schaaren aufnahmen, jetzt auch der Ansiedlung des Einzelnen Schwierigkeiten in Weg legen, und im Gegentheil uns nunmehr lieber selbst die Ihrigen zuschicken.

Aber die Uebersiedelung nimmt auch darum überhand, und das gehört denn nun schon in's Kapitel der Schuld unsers Volks an seiner Verarmung, weil jeder kaum dem A B C erwachsene Bursche, auch der, der sich selbst nicht zu erhalten vermag, heirathen und Familie erzielen will, und auf dem Lande das Recht haben will zu Ritt zu gehen, unehliche Kinder zu zeugen, und somit eine Pflanzschule unglückseliger Geschlechter zu stiften.

Diese Uebersiedelung nun, dieses Anwachsen der Menschenzahl über alles Verhältniß zum Lande, ist also schon eine Hauptursache der allgemeinen Verarmung, weil das Land seine Grenzen nicht nach dem Maas der Zunahme seiner Bewohner ausdehnt, weil die Fruchtbarkeit des Bodens nicht gleich derjenigen der Menschenwelt sich verdoppelt, vervierfacht, verachtfacht ic. sondern höchstens in arithmetischem Verhältniß (wie 1 2 3 4) eine Zeitlang zunehmen kann; weil der Fleck, der sonst in seinem höchsten Ertrage zehne versorgte, hundert nicht zu entsprechen vermag, weil ein Familiengut, das für zwey Erben hinreicht, unter zwanzig versplittert ihrer keinem genügt, weil zu allen Erwerbs-

quellen zu viele die daraus schöpfen wollen, sich hinzudrängen, weil alle Begangenschaften alle Handwerke überseht, und die besten Gewerbe nicht genugsame Arbeit, folglich auch nicht genugsames Verdienen gewähren.

Die Armuth nimmt überhand, und das gehört dann wieder ins Kapitel der Ursachen die größtentheils von aussen herein wirken, weil so viele Erzeugnisse des Kunstfleisses die Tausenden Brod schaften, keinen Absatz mehr finden, und der Handel gelähmt und halb schon vernichtet ist; indem der schweizerische und deutsche Fabrikant es nicht gegen die Engländer aushalten kann, deren Erfindungen, Spinnmaschinen &c. &c. sie vermittelft zwey bis vier Händen ausrichten lassen, was sonst die Anstrengung von fünfzig bis hundert Menschen erheischt, weil dies mächtige, verstand- und geldreiche, spekulirende, thätige, gewinnbegierige Volk, grosse Summen anopferte, um sich allein die Märkte überall offen zu halten, und seine Waaren bis es diesen Zweck erreicht haben würde, so wohlfeil losschlug, daß der Schweizer, der Deutsche, um die seine an Mann bringen zu können, sie hätte so gut als umsonst geben müssen, also von weiterer Arbeit abgeschreckt ward, weil ferner unsre Nachbarstaaten, Frankreich, Deutschland, Oestreich, Italien &c. um dem eigenen Gewerbefleiss aufzuhelfen, ihr Geld zu behalten, und aus ihrem eignen Boden, was sie sonst von uns kaufen mußten, zu ziehen, die schweizerischen Kunstfleiss-Verfertigungen (Fabrikate) Leinwand, Wolltücher, Uhren &c. wie die Erzeugnisse des Bodens, Käse, Wein entweder gar nicht mehr einlassen, oder doch den Eintritt, ja selbst den Durchpaß mit so hohen Gebühren belegen, daß aller Gewinn

für uns aufhört, und was dabey zu verdienen wäre, ihnen zufällt.

Die Armuth nimmt überhand, und das nun durch unsre eigene Schuld, weil wir hingegen dem Ausland alles, selbst das entbehrlichste, werthloseste, Luxus und Modenartikel &c. für baares Geld zu hohen Preisen abnehmen.

Weil Verschwendung aller Art, Hoffart, Essen, Trinken, Tanzen, Lustpartheyen, Spielen, kurz alles was viel Geld kostet, auf's Höchste gestiegen ist, und alles weit mehr ausgiebt, diess weil man weit weniger einnimmt.

Weil alles höher hinauf will, alles grob thut, und die Armeren es den Reicheren in allen gleich thun wollen; sientemal die übelverstandene Gleichheit noch wie ein Gespenst in ihren Köpfen hauset:

Weil man bisher nur mit Wohlthätigkeit und nicht mit Klugheit den Armen helfen wollte, durch milde Unterstützungen sie meisterlosig machte, so daß sie eigentlich jetzt den Reichen befehlen und gebieten, was, wie viel, und auf welche Weise man ihnen geben soll:

Weil die Gemeindevorsteher, Armendirektoren, und so weiters, weder eigene noch fremde Kraft genug haben, die Armen in Zucht und Ordnung zu bringen; und in streitigen Fällen immer eher die Armen gegen die Reichen als diese gegen jene geschützt werden:

Weil — halt ein Vott, sagte der Chorrichter; du machst mir angst und bange, aber ja, es ist so! gewiß lebt mancher Arme, der von der Gemeind unterstützt wird, besser als ich; sitzt mehr im Wirthshaus, und trinkt mehr Wein als ich. Und will man ihnen wehren, so henken sie einem ein böses Maul

an; und will man sie verklagen, so sind's eben Arme, denen man zu Best redet, mit denen man Mitleid hat; und wenn sie es kummlicher finden zu betteln oder zu stehlen, als zu arbeiten, so sind es wieder Arme, mit denen man Geduld haben muß! Und will die Gemeinde ihnen helfen, so oder so, so ist es ihnen nicht recht, und sie wollen so oder so. Man thut über Vermögen, tsetzt je länger je ärger, man bauet Armenhäuser und Spitäler und hilft alles nichts!

Richtig hilft alles nichts, und wird nichts helfen, bis das Wasser allen zum Munde einläuft, und die Noth nicht nur beten und betteln, sondern auch haufen und sparen lehrt. Früher werden die Leute kaum klug und muthig genug, sich selber zu helfen.

Wie müßte denn das gehen? — Ja! ich bin kein gelehrter Herr! Die Preise sind wohl alle vergeben und verschenkt, wenn der arme Bote mit seiner einfältigen Meinung hinten drein hinkt. Aber nur so ungefähr:

Die Armenversorgung müßte strenger verwaltet, und den Vorgesetzten mehr Gewalt gegeben werden. Die Gemeinden in Armenquartiere eingetheilt, deren jedes einen eigenen Armenpfleger hat, der die Armen unter strenger Aufsicht, aber auch sorgfältiger Pflege hält, und über alle und alles Buch und Rechnung führt.

Wer bettelt, kommt ohne anders an das Block. Allen und jeden Besteuereten sind alle Wirthshäuser verboten, so wie Regeln und Spielen. Aber auch die noch nicht Verarmten müssen verhütet werden, daß sie nicht verarmen, und man sollte sie ohne anders bevogten, so bald sie ihrem Hauswesen übel vorstehen.

Die Hoffart, Pracht, Heppigkeit, Mo-

desucht, Tanzsucht, Spielsucht, Trinksucht, müßte aufhören. Die Reichen müßten anfangen, und mit ihrem Exempel vorangehen, und sich der Einfachheit und Mäßigkeit befeissen; nicht in allem den Herren nachfahren wollen: dann würden sich die Mindern einschränken.

Aber du Gauch! das geschieht nun und nimmer mehr. Die Menschen ändern sich nicht so leicht. Das alles haben die Predigkanten schon lange gepredigt. Aber wer glaubt ihrer Predigt? Man thut was man will, und läßt sie reden.

Ja freylich, was sie nicht können, kann der arme Bote noch weniger. Also fang ich von vornen an, und sage: die da helfen können, wollen nicht. So lange manches Bauernmädchen nur an seiner Kappe 2-3 Dublonen trägt; jeder Bauerhube einen gefärbten Tuchrock, eine silberne Uhr und silberne Kette tragen will; so lange alles und alles im Galla dem Bettelsack zureunt, so lange hilft kein Bitten und Warnen, kein Schreiben und Drucken. Wenn sie einmal alle bis über die Ohren im Roth stecken, vielleicht glauben sie dann.

Gott befohlen!!

Der hinkende Bote ist doch kein Narr.

Da komm ich im Vorbeygang zum Schenken, trete in die Gaststube, und der R * * ruft: geh her Stelzfuß! sollst mit mir essen und trinken und lustig seyn! — Was wars? Er hatte von einem reichen Götti unerwartet 50 Kronen geerbt, wußte seines Reichthums kein Ende, lag Tag und Nacht im Wirthshaus und bezahlte für alle. — Komm und sauf, rief er, aber ich gleng nicht. Ich wußte

daß in seinem Hause dahelm eben kein Ueberfluß war, und seine Schulden waren auch nicht bezahlt. So nahm ich mein Schöplein in einen Winkel, und trank für mein Geld! Du D. Narr, rief R **, so laß es hosen! — Du Narr, sagten ein paar lichterliche Gesellen, die lustig tranken, was R ** zahlte, warum nimmst du nichts? Du Narr, sagte der Wirth, nimm du weils zu haben ist; wer weiß wie lang's währt. — Eben drum, sagt ich, will ich heut ein Narr seyn; vielleicht bin ich Morgen gescheider als ihr alle. So trank ich stille für mich, ließ mich auslachen und gleng meiner Wege.

Und die Woche darauf stand R ** vor dem Richter, weil er in seinem Rausch einen Schelt- und Schlaghandel angefangen hatte; und die Lumpen die mitgefressen hatten waren auch drinne begriffen, es kostete Buße und Gefangenschaft; der Wirth kriegte einen Puzer wegen Unordnung und Ueberwirthten, bezahlte auch Buße, erholte sich aber an den zerschlagenen Flaschen, Gläsern und Fensterscheiben. — Der Wott lachte ins Häuschen, und dachte: wer zuletzt lacht hat wohl gelacht! wer ist nun ein Narr gewesen?

T a g e b u c h. (Fortsetzung.)

Am Neujahr! Ist abermal Neujahr, und ich bin noch da, und ist mit mir alles im Alten; meine bösen Beine, meine Krücken, und Gottlob auch meine Geduld. Geb Gott allen Leuten ein gutes glückhaftiges Neujahr.

Jänner 5ten. Am Neujahr hat der Hudelsamtl einen großen Rausch gehabt, und seine Frau gar erbärmlich prüglet. Am Sonntag hat ihm der Pfarrer vor Chor-

gricht die Sach recht geseit, und 24 Stund in die Kest müssen; da hat er am Montag Buß than, der Frau befohlen 2 Brod in den Spital tragen, daß die Armen sollen für ihn beten! O, du Heuchler!

Deito 13. Muß lachen über die dummen Leut! hat der seinen Buben zum Neujahr eine Laterne-Maschine gesteuert, und damit gespielt: und sagen die Leut im Dorf er syge ein Herrenmeister und gange das nicht mit rechte Dinge zu.

Horner 7. Hat der Chorrichter ein böser Fang gethan. Ist ihm geng Heu gestohlen worden. Hat gepasset, und den Dieb ergriffen, und ist sein eigener Bruder gewesen. O wetsch!

19. Ammes Claus gestorben. Da hat der Schulmeister gesagt: er syge verwunderlich, daß er doch den Geist nicht aufgeben habe. Da frag ich: Heh! wie so? Und antwortet er, weil er nie keinen gehabt.

Merz 7. Da hat einer ein neues Tuch auf den Taufstein machen lassen, und soll nemand wissen, wer er ist; und wäre wohl braf, wenn er nit mit guldigen Buchstaben PH. V. hätte drauf nähen lassen, denn es ist nur ein Philipp in der ganzen Gemeind, und nur sein Name fangt mit V. an! — Der Herr hat die Achseln gezuckt, wo ich ihm davon angefangen.

Deito 12. Eine lächerliche Geschichte pastert. Haben die von W. einen Wolf gejagt, ist in unsre Gemeind kommen, und alles auszogen, und der Schneider, wo frisch ins Dorf kommen ist auch, und — hat ihan als wollt er den Wolf also lebendig fressen. Und im Borholz ist er auf seinem Posten gestanden, und als etwas durch die Stauden geloffen, so klettert der Schneider auf eine Eich, und vergift sein Gewehr am

am Boden, und ist nur eine verschonte Geiß gewesen anstatt der Wolf, und haben die andern seiner grausam gelacht, und ein Spottlied gemacht, das heißt:

Der Schneider hat ja Herz im Leib,
Und Muth als wie ein Leu,
Ein Wolf macht ihm nur Zeitvertreib
Er reißt ihn gleich entzwei.
Doch kommt einmal ein arme Geiß,
So wird's dem Schneider kalt und heiß,
O weh! meh! meh! O weh! meh! O weh!

Wie sind die Weiber?

Lange Röcke kurzer Sinn,
Denken da, bald dorten hin.

Heute verliebt
Morgen betrübt;
Heute so mild,
Morgen so wild;
Heute züchtig,
Morgen flüchtig;
Heute fleißig,
Morgen heißig;

Heute traurig, morgen froh;
Ja, so sind die Weiber, so!

Schöne Handlung eines Räubers.

Galant, der Anführer einer Räuberbande, die in den Jahren 1738 bis 1740 in Hessen, in der Wetterau und an der Bergstrasse, zahllose Grausamkeiten verübte, und endlich in Darmstadt, da er selbst auf das Leben des Landgrafen Anschläge machte, durch einen Zigeuner seiner Bande, verathen, daselbst gerädert wurde: hatte einst durch seine Spionen erfahren, daß ein Pfarrer ein Capital von einigen 1000 Gulden eingenommen welches er sich bemächtigen

wollte. — Das Pfarrhaus lag in einiger Entfernung vom Dorfe, und alles war in einer regnichten stürmischen Nacht zum Einbruch vorbereitet. — Galant ohne Begleitung, zu Pferde, kam von Kälte und Nässe halb erstarrt Abends späte als ein Reisender ins Dorfe an, weil er aber kein Logis finden konnte, ritt er ohne Anstand nach dem Pfarrhaus und bat um ein Nachtquartier; welches auch der menschenfreundliche Pfarrer mit größtem Vernügen gewährte, und ihn mit patriarchalischer Gastfreundschaft bat seine Abendmahlzeit nicht zu verschmähen.

Galant fiel diese Behandlung auf's Herz, er ließ sich's wohl schmecken und die unschuldige Zudringlichkeit der Kinder gab dem Menschengefühl in seinem Herzen des Uebergewicht. Er sprach sehr viel von dem barbarischen Galant, und frug den Prediger wiederholt: ob er sich bey diesen unsichern Zeiten nicht fürchte, da er doch bekanntlich ein vermögender Mann sey und viele Baarschaften im Haus habe. — „Ich fürchte mich nicht, antwortete der Pfarrer, ich vertraue Gott der wird mich schützen.“

Galant hatte schon lange mit sich gekämpft, aber diese letzte so zuversichtliche Aeußerung des Predigers entschied den Sieg, des noch nicht ganz erstorbenen moralischen Gefühls in ihm; er wurde gegen das Ende der Mahlzeit immer nachdenkender, indessen der Pfarrer den in sich selbst gekehrten Blick des Räubers für Müdigkeit hielt, und ihn ersuchte sich zur Ruhe zu begeben. — Nein, sagte Galant, ich bin nicht müde, aber entfernen Sie Ihre Frau und Kinder, ich habe etwas wichtiges mit Ihnen zu reden. Als Galant mit seinem Wirth allein war, fragte er ihn: kennen Sie mich Herr Pfarrer? — „Nein sagte der Pfarrer, ich weiß

nicht wen ich vor mir habe, aber ich glaube einen rechtschaffenen Mann zu beherbergen. — „Glauben Sie das nicht, sagte der Räuber, denn ich bin Galant; aber fuhr er fort, setzen Sie deswegen ruhig, und danken Sie dem Himmel daß ich heute Abends zu Ihnen gekommen bin, und Sie mich so gütig aufgenommen haben; ich weiß daß Ihnen ein grosses Capital eingegangen ist, und das Sie viel Silber und Goldes im Hause haben; diese Nacht war zu Ihrer Beraubung angelegt, aber Sie sind ein rechtschaffener Mann es soll Ihnen kein Leid geschehen, hier haben Sie mein Wort. — Galant forderte Dinte und Papier, und schrieb auf einem Zedel: Bey Lebensstraffe rühre keiner das mindeste an. — Um 12 Uhr Mitternacht, setzte Galant hinzu, werden meine Leute bey Ihnen einbrechen, begeben Sie sich mit ihrer Frau und Kindern ruhig zu Bette, legen sie Ihr sämtliches Geld und Kostbarkeiten auf einen Tisch in ihr Schlafzimmer und diesen Zedel oben drauf, sagen Sie aber niemand das geringste bis ich Sie wieder gesprochen, sonst sind sie mit allen den Ihrigen unglücklich. — Der angstvolle Prediger folgte dem Befehl, sammelte alle seine Kostbarkeiten in die Schlafstube nach der erhaltenen Anweisung, legte sich nieder, ließ ein Licht brennen, und befahl sich Gott.

Um die bestimmte Stunde gab's ein dumpfes Getöse im Haus, da der Prediger aber alle Thüren auch die seines Schlafzimmers unverschlossen gelassen, so konnten die Räuber ohne den geringsten Widerstand herein kommen, und waren erstaunt ihren Raub in der schönsten Ordnung zu finden. — Aber plögllich fuhren sie wie vom Blitz getroffen zusammen, als sie schon einpacken wollten,

da ihnen die Ordre ihres Hauptmanns in die Augen fiel. — Gute Nacht Herr Pastor, Sie können ruhig schlafen, mit diesen Worten stürzten die bewaffneten Räuber zur Thüre hinaus ohne das mindeste mitzunehmen. Ein einziger nahm eine Gans; die von dem Geschrey dieses Thlers erwachten Kinder hörten einen von der Gesellschaft sagen: Laß sehn du kommst ins Teufels Küche.

Nach einigen Tagen kam Galant zur Nachtzeit wieder in den Pfarrhof und frug wie sich seine Leute aufgeführt; der Pfarrer konnte nicht Worte genug finden die gute Mannszucht, und seinen Dank zu schildern, aber ein Kind welches um den Gansensraub wußte, rief: Ja lieber Herr, sie haben uns doch eine Gans mitgenommen, Galants Miene drückte den größten Unwillen darüber aus, er antwortete nichts als: so? Zwar versicherte der Pfarrer mit aufrichtigem Herzen: er wünsche daß ihnen der Braten wohl geschmeckt habe, und er würde ihnen gerne alle Gänse mitgegeben haben. — Er trug nun alles auf was Haus und Keller vermochte, allein Galant war nicht zu halten und ritt in der dunkelsten Nacht davon.

Der Pfarrer legte sich zum erstenmal wieder ganz ruhig zu Bette mit seiner Familie; aber wie groß war sein Erstaunen als er am andern Morgen einen aufgehängten Menschen an seinem Hofthor erblickte, neben welchem eine Gans hing, zum Zeichen daß dies der Uebertreter des Verbots gewesen.

Wenn der gute Pfarrer durch sein Stillschweigen fehlte, wer kann wer wird ihn strafbar finden, wer ihn nicht entschuldigen, was würde aus ihm selbst und seiner Familie geworden sein, wenn in diesem äußerst kritischen Fall nicht Selbsterhaltung das erste

Ges
Sta
als

falt
mit
hint
sein
könn
alle
von
dar
dar
der
die,
wid
alle
der
Ori
gro
tern
der

sich
terst
delt
wir
zu

steh
ren
dem
vo
In
(na
han

Geiz gewesen wäre, — er fehlte als Staatsbürger; nicht als Hausvater, nicht als Mensch.

Die Feuerländer.

(Siehe nachstehende Abbildung.)

Da wir, diesem Volksbüchlein Mannigfaltigkeit der Unterhaltung zu verschaffen, mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden, und jede der verschiedenen Arten seiner Leser Etwas das ihr beliebt seyn könnte, finden zu lassen, einige Jahre daher allerhand Erzählungen und Schilderungen von merkwürdigen Pflanzen und Thieren darinn geliefert; so wollen wir nun auch darinn glaubwürdige Nachrichten und Schilderungen aus der Menschenwelt aufnehmen, die, wie natürlich und billig, uns noch weit wichtiger und anziehender seyn muß, indem alle Menschen ja Brüder, alle Völker, trotz der auffallenden Verschiedenheit ihrer Farbe, Größe u. s. w. Zweige sind der nämlichen grossen Familie, die von einem ersten Elternpaar herstammend, nach und nach sich auf der ganzen Erdoberfläche verbreitet.

Von denjenigen Völkern anhebend, die sich in Absicht auf Ausbildung auf der untersten Stufe befinden, und mit den verdorbensten und verfeinertsten schliessend, wenden wir uns zuerst nach Amerika, und zwar zu den Feuerländern.

Das Feuerland (Tierra del Fuego) besteht aus einer sehr grossen, und aus mehreren kleinen Inseln, und liegt dicht unter dem Patagonienlande, an der Spitze vom südlichen Amerika. Die grosse Insel wird durch eine Meerenge, welche (nach dem Namen ihres Entdeckers Magellan) die Magellans-Strasse heisst, vom

festen Lande getrennt. Die südlichste Spitze heisst Cap Horn. Fast giebt es auf dem Erdboden kein kahleres, rauheres, unfruchtbareres Land als das Feuerland. Auf der Nord-Seite findet man kahle hohe Gebirge, in deren Nachbarschaft die Thäler mitten im Sommer mit Schnee bedeckt sind. Leidlicher ist die Ost-Seite, und an einigen Stellen mit Waldung besetzt, wiewohl dort ebenfalls die Sommer sehr kalt sind. In der Gegend wo Cook hinkam, fand er äusserst wenig frische Lebensmittel; doch schwärmten an den Küsten eine Menge Seeraben, Sturm- und Wasser-Vögel. Ringsum, wo er sich mit seinen Leuten hinwandte, war alles öde und felsigt. Hier und da war der Felsen mit etwas Sand oder Erde bedeckt, worauf ein Rasen von kleinen moosähnlichen Pflanzen stand. An einigen Stellen, die dem Winde nicht so sehr ausgesetzt waren, sah man auch Stauden und Strauchwerk. Sogar wohlriechende Blumen standen auf den Felsen. An andern Orten fand man auch Bäume.

Stellt man nun die Beschaffenheit dieser Länder sich vor, in denen kaum ein vierfüßiges Thier lebt, wo nur Seelöwen, Robben (Seehunde), thranigte Seevögel oder Muscheln und Seeschnecken eine dürstige oder doch ekle Nahrung gewähren, wo der kahle Fels keinen Monat hindurch unbeschnitten bleibt, so wird man schwerlich hier grosse, rüstige, gescheute Menschen erwarten.

Und wirklich schildern alle zuverlässigen Reisenden den Menschen hier als frostig, dürstig und traurig, wie die Natur die ihn umgiebt. Schon Candisch nannte sie (1528) Menschen von etwa 6 Spannen Höhe. Gestehen ihnen nun gleich spätere Seefahrer, als Bougainville, Cook und Wallis einen

größern Wuchs zu, so beschreiben sie sie doch einmüthig als elende Geschöpfe. Bougainville gab denen die er auf der Nord-Seite von Feuerland der Küste von Magellans Land, zwischen Cap Forward und Cap François gegenüber, antraf, den Namen Pescherahs, (Pecherais) von diesem einzigen Wort das sie von sich hören ließen. Cook sagt von ihnen: „Es ist eine kleine, häßliche, halbverhungerte Menschenrace.“ Forster erzählt von ihnen folgendes: „Ihre Canots (Kähne, Boote) waren aus Baumrinden verfertigt, welche durch einige hölzerne Stäbe ausgedehnt waren. Mitten in diesen Canots lagen einige Steine und ein Haufen Erde. Dieß war der Feuerherd, auf welchem beständig Feuer brannte. Dieß gewährte seine Wärme den Wilden, die nicht etwa durch schnelles Rudern sich zu erwärmen versuchten. Die Ruder waren schlecht gearbeitet, und klein. In jedem Canot saßen fünf bis acht Personen, Kinder mitgerechnet. Alle andre Nationen der Südsee kamen uns gewöhnlich mit lautem Jauchzen oder frohem Zuruf entgegen, aber ohne einen Laut von sich zu geben, ruderten diese heran an das Schiff, und statt aller Anrede und Begrüßung hörte man nur das Wort: „Pescherah!“ — Dieses Wort ertheilen ihnen denn auch andre Seefahrer als Volksnamen. Auf vielfältiges Zuwinken kamen Einige in das Schiff, ließen aber nicht geringste das Zeichen von Freude oder Neugierde blicken. Sie waren von kurzer Statur, keiner über 5 Fuß 6 Zoll (englisch Maas) hoch; hatten dicke große Köpfe, breite Gesichter; sehr platte Nasen, und die Backenknochen unter den Augen stark hervortretend. Die Augen selbst waren von brauner Farbe, aber klein und matt, das Haar schwarz, völlig gerade,

mit Thran eingeschmiert, glanz wild und zottig um den Kopf. Anstatt des Barts, fanden einige einzelne Borsten auf dem Kinn, und von der Nase bis in das häßliche, stets offene Maul, war ein beständig fließender Kanal vorhanden. Diese Züge machten zusammen genommen, das vollständigste und redendste Bild von dem tiefen Elend, worinn dieß unglückliche Geschlecht lebt. Schultern und Brust waren breit und stark, der Untertheil des Körpers aber so mager und eingeschrumpft, daß man sich kaum einbilden konnte, er gehöre zum obern. Die Beine waren dünn und krumm, und die Knie viel zu stark. Ihr einziges elendes Kleidungsstück bestand aus einem alten Seehundsfelle, welches vermittelst einer Schnur um den Hals befestigt war. Uebrigens giengen sie, Männer und Weiber, völlig nackt, ohne auf das, was Anständigkeit bey uns fordern würde, die geringste Rücksicht zu nehmen. Ihre Leibesfarbe ist olivenbraun mit einem kupferfarbigen Glanze, und bey Manchen noch durch Streifen von rothem und weissem Ocker erhöht. Die Weiber waren beynahe wie die Männer gestaltet, nur etwas kleiner, weniger häßlich, und in der Kleidung nicht unterschieden. Einige wenige hatten jedoch außer jenem grossen Seehundsfelle noch einen Lappen, kaum einer Hand groß, vermittelst einer Schnur um die Hüften befestigt. Ein lederneß Band mit Muscheln besetzt, war ihr Hals schmuck, und der Kopf mit einer Mütze von Gänsefedern bedeckt, die gewöhnlich aufrecht standen. Die völlig nackten Kinder saßen neben den Müttern, um das in dem Canot brennende Feuer; glitzerten aber beständig vor Kälte.

Außer dem Worte Pescherah, welches

und
rts,
inn,
fets
nder
zu-
und
wo-
hul-
der
und
bil.
Die
die
ides
See-
nur
gens
llig
felt
ück-
oll-
ze,
von
Die
ge-
sch,
den.
nem
en,
ner
der-
the
lich
der
dem
be-
hes

Die Feuerländer.



sie bald in einem Klagen, bald Liebkosen-
den Tone vorbrachten, ließen einige nur
bloß ein Paar andere Worte hören, die aus
einer Menge Mithlauter und Gutturals-
Buchstaben *) bestanden. Mit eben der Achtlo-
sigkeit, mit welcher sie ihre eigenen Klei-
dungsstücke weggaben, nahmen sie auch von
uns Glas, Korallen und andre Kleinigkei-
ten an.

Dieser Mangel an aller Neugierde setzte
ebenfalls Bougainville in Erstaunen. Diese
thierischen Menschen sahen selbst auf die
Schiffe, diese Meisterstücke des menschlichen
Kunstfleisses, ohne die mindeste Bewunderung
hin. Mit unserer Zeichensprache, die doch
sonst überall gegolten hatte, war bey ihnen
gar nichts auszurichten. Sie verstanden
keine einzige Geberde, und bemühten sich
auch nicht uns ihre Sprache beizubringen.
Ueberhaupt war ihr Charakter die seltsamste
Mischung von Dummheit, Gleichgültigkeit
und Trägheit.

Indeß sang und tanzte (oder sprang)
doch nachmals eine andere Familie von Pe-
scheräh's am Bord der französischen Schiffe.
Auch zeigte sich wieder eine andere Familie
etwas wortreicher. Sie machte auch einen
Unterschied unter den europäischen Waaren,
zog den Bändern und Messern, die Korallen
besonders vor, und rief dann: „Halleka!“
Fragte aber Cook's Mannschaft nach Wasser,
so gaben sie durch Zeichen das Trinken an,
zeigten auf die Fässer, und riefen: „Uhd!“
(Oodd.)

Die Nahrung der Pescheräh's bestand
aus halbverfaultem Seehundsfleisch; das
thranigte, eüelhafte Fett genossen sie am
liebsten. Diese Nahrung machte, daß ein

*) Buchstaben die durch die Kehle ausgesprochen
werden, wie zum Beyspiel unser Eh.

unerträglich fauler Geruch aus ihrem Leibe
dünstete, den man schon in der Ferne roch.
Ferner nährten sie sich von Muscheln und
Seeschnellen, die sie vermittelst eines Stocks
von den Felsen lösmachten, oder auch in
kleinen Körben fischten. Dieß war das Ge-
schäfte der Weiber, denen überhaupt alle
grobe Arbeit oblag, selbst das Rudern ihrer
Canots.

Der einzige Beweis einiger Geschicktheit
und einer Art Kunstfleisses, waren ihre
Waffen. Sie bestanden in Bogen und Pfeil.
Ersterer, von einem den Berberizen ähnli-
chen Holze, hält gegen 3 Fuß, und war
sehr nett gemacht, an den letzteren aber war
das Holz trefflich geglättet. Die Pfeile sind
besiedert, die Spitzen aber, welche aus Kry-
stall oder geschliffenem Schiefer bestehen,
werden aus dem Beutel, worinn man sie
besonders trägt, nur zum wirklichen Ge-
brauch herausgenommen, und auf eine sehr
geschickte Weise eingesetzt. Bogen und Pfeil
sind indeß eben so schwach, als der Arm,
der sie gebraucht. Ihre Lanzen haben Spitzen
von Fischknochen, mit Wiederhaken.

Die Dürftigkeit ließ diese traurigen Er-
densöhne mit Allem vorlieb nehmen, was
ihnen nur eßbar schien. Eins ihrer Kinder
hatte es sogar versucht, ein Stück Glas,
welches ihm die Franzosen gegeben hatten,
zu verschlucken. Das unglückliche Kind ward
ein Opfer seiner Gierigkeit, litt aber zuvor
die grausamsten Schmerzen. Bey dieser Ge-
legenheit entdeckte man, daß es auch selbst
unter diesem Volke Zauberer, die den Arzt
spielen, giebt. Der Arzt oder Beschwörer
hatte zu seiner Cerimonie sich das Haar be-
pudert, und mit einer Mütze bedeckt, welche
durch zwey grosse Federn dem Merkurshute
ähnlich sah. Er streckte das arme Kind auf

*)

Leib-
rock.
und
todt
ch in
Ge-
alle
threr
thelt
ihre
3 feil.
hüll-
war
war
sind
Kry-
hen,
n sie
Ge-
sehr
Pfell
rm,
then
Er-
was
nder
las,
ten,
oard
vor
Ge-
elbst
Arzt
drer
be-
iche
ute
auf

ble Erde aus, beugte sich mit gräßlichem
Geschrey über dasselbe hin, öffnete plötzlich
die zuvor geschlossenen Hände, und blies
dabei stark den Odem von sich, als wollte
er den bösen Geist hinweg blasen. Der
französische Schiffarzt wandte zwar alles
an, das Kind zu retten, allein es starb,
und die Bescherähs eilten mit wildem Ge-
heule, ein solches ihnen gefährliches Volk
zu verlassen; denn sie sahen die Fremden,
und vorzüglich den Schiffs-Chirurgus, für
die Ursache dieses Unglücks an. Hingegen
sahen die Franzosen sich darüber einig-
massen dadurch zu trösten, daß der Schiffs-
Prediger dem unglücklichen Kinde auf eine
verstohlene Art die Taufe beigebracht
hatte, und auf diese Weise wäre also eine
Seele in den Himmel gleichsam einge-
schwärzt!!

Die Bescherähs scheinen zwar von einem
Lande oder Insel zum andern zu wandern,
denn man trifft sie bald an den Küsten von
Magellans Lande, (nicht aber im Innern
von Patagonien) bald an der Ost- bald
an der West-Seite des Feuerland's an; *)
Indeß haben sie dennoch ordentliche Sige,
Ortschaften von mehrern förmlich errichteten
Hütten oder Cabanen.

*) Dergleichen Hin- und Her-Wanderungen
sind leicht zu begreifen. Diese Länder sind
nur durch sehr schmale Arme des Meeres
getrennt, die Bescherähs können sich folglich
mit Hülfe ihrer Canots nach ihrem Gefallen
bald an den Enden des festen Landes, bald
auf den Inseln des Feuerlandes zeigen. —
Das Nämliche wird auch wohl hinwieder
von den Bewohnern der Küsten von Magel-
lans Lande geschehen. Und so können in
diesen wilden Regionen die größten und stärk-
sten Völker von Süd-Amerika, die Patago-
nier mit den kleinsten und schwächsten, den
Feuerländern zusammentreffen.

Das Dorf, welches Cool bey seiner
ersten Reise in der Success-Bay auf dem
westlichen Feuerlande fand, bestand nur
aus 14 Häusern oder richtiaer Hütten, von
der allerrobhesten Bauart. Ein Paar aufge-
richteter Stangen, die sich gegen einander
beuaten, etwa von der Gestalt eines Vie-
nenkorbes, war an der Wetterseite mit Gras,
Zweigen, Seehunds- und Guanaken-Fellen
bedeckt, die Leeseite hingegen stand mit einem
Ausschnitt von etwa dem achten Theil eines
Cirkels, als Thür offen; hier war auch der
Platz für das Feuer, der Heerd, um wel-
chen die zitternde Familie mitten im Som-
mer herumsaß. Forster bemerkt, daß diese
Bescherähs, welche Cool bey seiner ersten
Reise gesehen, wirklich besser gestaltete und
genährte Menschen gewesen, als die, welche
sich ihnen bey dessen zweyter Reise in Christ-
mas-Sund (55 Grad 30 Minuten südlicher
Breite, und 70 Grad 28 Min. westlicher
Länge) zeigten.

Es giebt also auch wohl bey dieser Na-
tion vorzüglichere und schlechtere Stämme,
wie bey allen übrigen Wilden. Jene Dorf-
schaft enthielt 50 Menschen. Man bemerkte
bey ihnen keinen Unterschied von einander, oder
eine Art von Oberherrschaft. Ihre ganze
Lebensart kame dem thierischen Zustande
näher als bey irgend einem andern Volke,
und die Weltumsegler waren froh ihrer los
zu werden, da ihr Geruch sie ihnen so un-
ausstehlich machte.

Curiositäten aus dem Menschenleben.

Man läuft wohl Stunden weit, um
merkwürdige Thiere, etwa Löwen, Tiger
und Affen zu sehen, und man thut recht,
denn so was sieht man nicht alle Tage. Aber

ich will euch hier von kurtlosen Menschen erzählen, und die gehen uns doch noch näher an, als jene Affen.

Ausserordentliche, fette und schwere Menschen. Dergleichen war der Engländer Eduard Brimth, gestorben 1750, im Alter von 29 Jahren; er wog 609 Pfund englisch Gewicht (557 Pfund Nürnberger-Gewicht). Er war so unerhört dick, daß sieben Personen gewöhnlicher Grösse sich in seinen Rock einknüpfen konnten.

Ein Herr Spaner, auch ein Engländer, starb im Brachmonat 1775 und wog fünf Wochen vor seinem Tod 649 Pfund englisch. Er war 57 Jahre alt und konnte seit mehreren Jahren nicht zu Fuß gehen. Nach seinem Tode maß man seine Breite, und fand ihn von einer Achsel zur andern 4 Schuh 3 Zoll englisch. Den Todtenbaum machte man mit Fleiß viel zu lang, damit die Träger Platz gewinnen, deren 13 waren; 6 auf jeder Seite, und einer zu äusserst. — Ey du Liebendick!

Sehr grosse und lange Menschen. Riesen z. E.; 1735 zeigte sich ein Riese zu Paris, der war 7 Schuh 8 Zoll 8 Linien Pariser-Maas, das wäre etwa 8 Schuh und fast 10 Zoll Bern-Maas.

Ein Thüthüter eines ehemaligen Herzogs von Würtemberg, maß 7 Schuh und einen halben, rheinisch Maas.

Ein gewisser Cajanus, ein Finnländer, maß 7 Schuh rheinisch Maas.

Welch ein Abstand gegen die sogenannten Zwerge, oder die ausserordentlich kleinen Menschen, die hier und da vorkommen. Bebe, der Zwerg des polnischen Königs Stanislaus, hatte nur 33 Zoll Pariser-Maas, etwa 3 Schuh Bern-Maas. Er war ganz wohl gewachsen und gut proportioniert, bis

in's 16te Jahr, wo er anfeng krumm zu werden. Er starb 1764 im Alter von 23 Jahren.

Ein anderer, ein polnischer Edelmann, der 1760 zu Paris war, hatte im 22 Jahr Alters nur 28 Zoll Pariser-Maas, etwa 30 Bern-Zoll. Er war wohl gewachsen, hatte guten Verstand, und verstand mehrere Sprachen. Von einem andern liest man, der sammt den Schuhen und der Perrücke nur 38 Pariser-Zoll maß, und sammt den Kleidern 34 Pfund wog.

Sehr merkwürdig sind auch die Beispiele solcher Menschen die ein sehr hohes Alter erreichten. Andreas Brissio lebte 122 Jahr, 7 Monate und 25 Tage; und hätte wohl noch länger gelebt, wenn er nicht durch einen Fall am Kopfe schwer verletzt worden. Er fühlte noch keinerlei Altersschwachheiten, war ein thätiger Bedienter, und versah seinen Dienst bis zum Tod. — Herr de la Haye lebte 120 Jahre. Er hatte zu Lande die Reise nach Ostindien, China, Persien und Egypten gemacht, und meistens zu Fuß. Er verheirathete sich erst im 60sten Jahr Alters und hinterließ fünf Kinder.

Wilhelm Lecomte, ein Schafhirte, heirathete im 80sten Jahr zum zweytenmal, und lebte 110 Jahr.

In Dublin der Hauptstadt von Irroland, lebte 1773 ein Schuhmacher, Namens Peter Menttor; und ob er gleich schon 114 Jahr alt war, so war er doch vollkommen gesund. Er lebte damals mit seiner eilften Frau, welche 78 Jahr alt war. — Das war ein rechter Weiberfreund! — Ja man liest sogar von einem Manne der erst im 184sten Jahr starb!

Der

Der Held.

Graf Jofias von Ranzow war einer der wackersten Kämpfer und bräfften Feldherrn seiner Zeit. Erst diente er unter den holländischen Truppen dann unter Gustav Adolph dem Großen im 30jährigen Krieg, nachher in französischen Kriegsdiensten, ward Oberst, General, schwur No. 1645 den lutherischen Glauben ab, wurde katholisch und empfing den Marschallsstab von Frankreich. Er war ein Mann von Geist und Beredsamkeit, redete die vornehmsten Sprachen Europens, — tapfer wie seyn Degen, im Feuer der Schlacht kalt wie Cäsar. — Er schlug den Feind wo er ihm begegnete, eroberte die stärksten Festungen. Man machte mehr Verse auf ihn als auf das schönste Mädchen, und — am Ende? — mußte er wegen eines bloßen Verdachtes ins Gefängniß, saß ein Jahr darin, und kam endlich gerechtfertiget wieder in Freiheit um einige Monate nachher No. 1650 an der Wassersucht zu sterben.

Von allen seinen Gliedmassen hatte er eins auf dem Schlachtfeld gelassen; er hatte nur ein Ohr, ein Auge, ein Arm, ein Bein; genug, Mars lies ihm nichts ganz als das Herz.

Der Ritter von Brühlhofen.

Ein sonst sehr artiger Landmann, der sich durch die Veränderung der Zeitumstände in das Recht gesetzt sah ein Magazinlein Oktober-Tisane anzufüllen, und auch nebenben ein Paar dergleichen mit offener Thüre zu halten; kam lezt verfloßenen Sommer an einem Dienstag Abends nach vollendeter Tavernen und Keller-Musterung in den trau-

rigen Zustand der Unvermögllichkeit, um an der Hand seiner theuren Ehehälfte die Heimreise nach seinem Rittergute (Brühlhofen genannt) anzutreten. Da es wirklich sehr spät war um von einer Rencontre profitieren zu können, und die wenigen seiner vorhandenen Nachbarn sich nicht gerne mehr mit dem Ausladen solcher Waare befassen wollten, die sie so eben auf dem Zeughausplatz abgesetzt hatten; so wurde ein Cabriolet nach Art wie es gemeine Leute auf Jacobi und Lichtmess benötigt sind, in Pacht genommen und mit dem Eigenthümer der Alford geschlossen posa piano über das Pflaster zu fahren, wo dann mittlerweile die Ehehälfte in der Laube gehend, auf die Bewegungen der kostbaren Waare ein wachsamcs Auge hielt. Die Reise wurde erwünscht von staten gegangen sein, allein am B. Reihn blieb der Schleiftrog auf dem Cabriolet, und am St. Reihn hätte man Vorspann nöthig gehabt. Endlich ward doch die Reise glücklich vollendet, und der Ritter unter Decke und Federn gebracht. Am andern Morgen fragte ihn die Frau: Sag Schazell wie isch der o? ha, ha, mir isch wohl! s'isch gut ha ni mi nächti bl Zite g'schleift; mach du mer jez e guti Chassupe so cha ni ga B. i ha starke Nadurst.

Wie kann vieles Geld einen Menschen arm machen?

Meister Markus war ein geschickter Tischmacher, und lebte in einer kleinen Stadt recht glücklich von seiner Hände-Arbeit, so daß an ihm der alte Spruch in Erfüllung gieng: du wirst dich nähren von deiner Hände-Arbeit, wohl dir, du hast es gut. — Jetzt starb ein

Verwandter, und Meister Markus erbte ein kleines Häuschen mit etwas Land und einem Garten, nicht weit von dem Thore. Verkauf dein Erbe, und wende den Ertrag zu bessern Betrieb deines Handwerks, so riethe ihm verständige Freunde. Aber, wer nicht gehorchte war Meister Markus. Er fand es gar hübsch ein Landgütchen zu haben. Er traktierte dort gute Freunde gerne auf ein Glas Wein, und eine Magenwurst! er schafte allerlei schönen neuen Hausrath an: er baute bald sein Häuschen größer, — er ward ein Herr gumisko, wie er sagte. — Aber indessen thaten seine Gefellen in der Werkstatt was sie wollten; seine Kunden verloren sich; sein Grosthun hatte ihn in Schulden gebracht, das Häuschen mußte verkauft werden, und Markus mußte wieder an den verheerenden Bank. Aber die Arbeit war ihm verleidet und ungewohnt. Das Wohlleben zog ihn immer noch an, — er ward vollends liederlich, und — endete in Armuth und Verachtung sein Leben. — Wohlgemerkt: treibe dein Handwerk, damit du nicht vom Handwerk getrieben werdest.

Kuriose List.

Im Jahr 1359 wurde die Stadt Rennes in Bretagne von der englischen Armee belagert. Die braven Bretoner hatten die Engländer zurück getrieben. Da nun die Engländer verzweifeln, die Stadt zu erobern, so verwandelten sie die Belagerung in eine Blockade, um sie durch Hunger zum Capituliren zu zwingen. Es währte auch nicht lange, so litten die Belagerten sehr an Lebensmitteln. Die Engländer wollten ihnen diesen Mangel noch empfindlicher machen,

sie ließen also eine Heerde Vieh unter der Aufsicht beherzter Krieger nahe bei den Mauern der Stadt vorübertrieben und eine Heerde Schweine dicht dabei unter starker Bedeckung hüten. Bertrand von Guesclin, der in der Stadt war, ersann ein Mittel, wie man dieser Heerde ohne Gefahr habhaft werden könnte. Er befahl nemlich, eine Sau herbei zu schaffen. Als man diese endlich glücklicher Weise aufgefunden hatte, ließ er sie an eines der Thore bringen, welches geöffnet wurde. Hier wurde die Sau an Schwanz und Ohren gekniffen und gezogen, bis daß sie laut aufschrie. Der Instinkt trieb nun die Heerde Schweine an, mit der größten Eile dem Geschrey zu folgen, und es war eine Unmöglichkeit sie in ihrem Lauf aufzuhalten. Sie stürzten alle in das Thor, das sogleich wieder geschlossen wurde, als die Heerde hineingelockt war. Nun bestiegen die Einwohner von Rennes die Wälle und schrien den Engländern mit lauter Stimme zu, Speck! Speck! Wer will Speck kaufen! Nach der Zeit ist diese Redensart in ganz Bretagne zum Sprichwort geworden, und in der Faschingszeit ziehen noch die Kinder die Schweine bei den Ohren und dem Schwanz und rufen dabei: Speck! Speck!

Der Bräutigam.

Gretchen war Untermagd auf einem Landgut, brav und treu im Dienst, aber arm wie eine Kirchenmaus. — Gretchen fieng an zu trauern, hängte den Kopf wie ein vom Hagel getroffener Krautstengel, ja es gab sogar Regenwetter aus den Augen, und niemand wußte warum. Endlich bemerkte sie es ihrer Meisterfrau, daß sie wohl

der den eine irker selin ttel, hab- lich, man nden brin- urde tffen Der an, fol- e in alle offen war. nnes mit Ber diese rich- zeit ben usen
heyrathen könnte; es hätte sich einer gefunden, der sie zur Ehe begehre — aber sie habe auch gar nichts zum Anfang einer Haushaltung. — Die Frau war reich und gutherzig, und versprach ihr für ihren Fleiß eine Ehesteuer von 20 Kronen. — Am Sonntag drauf brachte das erfreute Gretchen seinen Liebsten, daß er schön danken sollte. Wie staunte die Frau! Ein kleiner dicker Klotz auf Beinen so krumm wie ein Türkenfäbel, mit zwey grasgrünen Augen die erbärmlich schielten, stand vor ihr, und riß ein Maul auf, als wollte er sich beyde Ohrenlapplein abbeißen. — En, en! Gretchen! Hat der Bursche dir denn gefallen? — He! luegit Frau, i ha daicht für 20 Kronen überchöm i chuunen angere, weder e selige!

Der Hut.

A. Ich verköstige mich eben nicht mit Hut abziehen! Ich trage einen sehr feinen Kastorhut, und —

B. Ja! der Hut ist wohl fein, aber der ihn trägt ist desto gröber.

Lob- und Ehrengedächtniß des dickberühmten Hans Wanst, gewesenen Bauern in der Grasmatten.

Es war der theure Mann geböhren von seiner Mutter selig, und von derselben in seiner Jugend gar fleißig mit dickem Brey gefüttert worden; so daß er selbst so dick und rund ward wie ein Bauchofen. Frühe schon zeigte er besondre Geistesgaben, denn im zehnten Jahr verstand er schon das ABC, und war im 12ten mit dem ganzen Namenbuch fertig. Im vierzehenden hatte

er seine ganze Schreibkunst ergriffen, und wußte seinen Namen gar deutlich zu schreiben; mit dem übrigen gab er sich freylich nicht ab. Als er im 15ten zur Unterweisung angeschrieben wurde, so war er der dickste von allen 50 die mit ihm giengen; und hatte eine solche unersättliche Lernbegierde, daß er drey Jahre hintereinander unterrichtet werden mußte. — Damit das edle Geschlecht der Wanst nicht aussterbe, und die Gemeind dadurch in großes Ungemach gestürzt würde, verheyrathete ihn sein Vater im 20 Jahre seines Alters mit einem Mädchen von ausgezeichnetem Verdienst, indem sie ihm 20,000 Pfund Mittel zubrachte. Sie brachte ihm nach und nach 6 Kinder, die er mit der größten Gutmüthigkeit als Vater liebte! — Uebrigens war sein Lebenswandel durchaus exemplarisch und erbaulich. Er stand auf zum Frühstück, rauchte Taback bis zum Mittagessen, schlief bis um 3 Uhr, und war nie im Wirthshause als alle Abend bis zum Nachtesse. Im Sommer war er jeden Sonntag bey guter Witterung in der Kirche, und beß sich da einer so andächtigen Stille, daß er jedesmal geweckt werden mußte, wenn er zum Gebet aufstehen sollte. — Dieser theure Mann beschloß sein thatenreiches Leben durch einen betrübten Tod, und liegt begraben, den Bürgern eine willkommene Speise. — O du Wanst aller Wanste. Nie sterbe dein Andenken unter uns.

Der Schatz.

Ich stand, so erzählte ein längst verstorbener Prediger, in einer schönen Sommernacht an meinem Fenster, und blickte auf den Kirchhof. — Nicht über lang kam eine

alte Frau, kroch langsam durch das Gras, warf etwas an die Erde, und schlich langsam wieder davon. Ich rief sie an, und fragte, was sie gefunden hätte? Sie antwortete nicht, sondern kam ganz still unter mein Fenster, und deutete mir, ich möchte sie herein lassen. Es geschah, und nun erzählte sie folgendes: „Ich habe über dem „Grabe des *** ein Licht brennen gesehen; „und daß ist ein sicheres Zeichen, daß der „Geizhals einen Schatz mit sich ins Grab „genommen hat. Darum hab ich nun „meine Schürze darüber geworfen, und „wenn ich nun in der Mitternachtstunde „hingehe, und die Schürze aufhebe, so ist „der Schatz herauf. Ich hoffe doch, Herr „Prediger, sie werden mir, als einer armen „Frau, mein Glück gönnen.“

Der Prediger wußte daß mit bloßen Vernunftgründen abergläubische Leute sich nicht bekehren lassen. So wollte er die Frau durch Erfahrung überzeugen; und bewog sie also bey ihm zu warten, bis die rechte Stunde käme. Das geschah denn auch. Stillschweigend naheten sie sich, die Frau hob ihre Schürze ab, aber — kein Schatz — kein Geld war da, sondern nur ein kleines helles Lichtlein brannte im Grase.

Der Prediger griff zu, nahm das leuchtende Ding mit heim, und zeigte da der Frau, daß es nichts war als — ein Scheingüegi (Johannis-Würmchen); und konnte nun erst sie überzeugen, daß ihr Aberglaube mit falschen Hoffnungen sie betrogen habe.

Geschlechtsregister der Familie Griesgramm.

Valdrian Griesgram, kam aus Schwaben hieher; brachte eine hübsche Frau

mit; und ward also Küster, und endlich hier gar angenommen zum Bürger.

Thomas sein Sohn, erbte die Küsterstelle; und hat sich in derselben dadurch berühmt gemacht, daß er die Zopfen an den Glocken mit Hundefett statt mit Del einrieb.

Markolphus, erhielt seinen Taufnamen zum Andenken seines berühmten Ahnvaters, des gewesenen Scharfrichters von J. der an einem Tage mit eigener Hand sieben Malefizanten die Köpfe abschlug, und dadurch eine seltene Kunstfertigkeit bewies. Unser Markolphus der zweyte wäre aber demohngeacht nicht Küster worden, hätte er nicht des Gerichtsvogts junge Magd geheirathet. —

Sebastian, zugenant Karser, ein äußerst demüthiger Mann! Aß kein Fleisch, trank keinen Wein, kleidete sich fast nur in Lumpen, alles aus Demuth; und hinterließ bey seinem Tode baare 5000 Gulden; die er aus lauter Demuth bey Lebzeiten von aller Welt verborgen hatte.

Fabian, des obigen Bruder, seines Zeichens ein Schneider, und tapferer Mann, der mit eigener Hand einen geschossenen Wolf durch das Dorf führte; und von da an der Wolf-Schneider hieß. —

Rosamunda seine Schwester, eine sehr fromme Person, las immer überlaut in der Bibel, oder sang Psalmen, wenn der Pfarrer vor ihren Fenstern vorüber gieng; mußte einen Taugentichts heirathen, ward abgeschieden von ihm — und starb im Elend.

Philipp, Fabians Sohn, kam mit einer Glückshaube auf die Welt, und man hoffte er sollte die Familie emporbringen. Trat aus Heldenmuth in französische Kriegsdienste, und hat sich bey verschiedenen blut-

gen Affären als — Trommelschläger tapfer gehalten, und durch sein Trommeln ausgezeichnet. —

Unselmus, Sebastians Sohn, den der Pfarrer als Knecht ins Haus genommen, und unterrichtet hatte, ward Schulmeister und Organist: und heirathete nach seines Vaters Tode ein armes Mädchen, das neben ihm gedient hatte, zum grossen Aerger seiner Familie. —

Dorothea, Fabians Tochter, war schön von Angesicht, zog in die Stadt, und lebte dort eine Zeitlang herrlich und in Freuden, und hatte die Verwandtschaft grosse Ehre. Gieng mit einem französischen Obrist auf Reisen, kam nach drey Jahren auf der Bettelfuhr wieder und starb im Spithal, ihres Alter 30 Jahr!

Nickles, war ein Schumacher und grosser Gelehrter, der sogar Verse machte, und ein schön Stück Geld damit verdiente; in massen er dieserhalb auch bey Hochzeiten und Kindstaufen häufig zu Gast geladen wurde. Auf den Bruder des Ammanns machte er folgende Grabschrift:

Es starb der Peter Fabian;

Das klügste was er je gethan.

Als Dummkopf schloß er seinen Lauf;

Drum fürcht ich, er steht wieder auf.

Weshalb ihn der Ammann auf Leib und Leben verfolgte.

Folgt nun Mathias, der Schreiber dieses, der endlich den Küsterdienst durch grosse Mühe wieder errungen, und der Familie Griesgram ihre alt hergebrachte geistliche Würde wieder gegeben hat.

Wie die Zeiten ändern.

Im Jahre 1479 hatten die Inger; (Engerech, Käferwürm) hier in der Schweiz sehr grossen Schaden gethan, und man glaubte daher wohl gar, die armen Thiere wären Abgesandte des bösen Geistes, um die Menschen zu strafen und zu quälen. Da nahm man zu geistlichen Mitteln seine Zuflucht. Der Bischof von Lausanne liess eine strenge Klagschrift wider sie ergehen, liess sie vor das geistliche Gericht laden, gab ihnen zwar einen eigenen Advokaten von Freyburg; aber nach reifer Erdaurung der Sachen, wurden die armen Thiere doch ohne Barmherzigkeit verurtheilt, und in den Bann gethan! — So glengs in der guten alten Zeit!

In unsern Tagen macht man das kürzer! Man sammelt sie, giebt sie den Schweinen oder dem Federvieh, oder tödet sie; und es ist die Frage, ob das nicht mehr hilft als jenes!

Zur Ehre jenes Bischofs aber muß ich sagen, wie ich mir die Sache vorstelle. In jenen finstern und abergläubischen Zeiten hätte er mit einem noch so vernünftigen Käfermandat nichts ausgerichtet. Er benutzte also den Aberglauben selbst, er that zuerst die Käfer in aller Form in den Bann, und da fehlte es wohl nicht, sie wurden sicher von da an als verdammte Reher auf alle erdenkliche Weise verfolgt und ausgerottet; und ich denke immer, gerade das hatte der kluge Bischof gewollt.

Der Gerichtsverwalter.

Gerichtsverwalter Zeit, das Schrecken armer Bauern,
Trug seinen Banst laut schnaufend über Land,

Und rief, als er von Regenschauern,
Ein Bächlein angelassen fand,
Den nächsten Aßersmann: „Mein Lieber,
„Kommt her, und tragt mich da hinüber!“
Der Bauer kam im schnellsten Lauf;
„Gestrenger Herr, gleich will ich Ihnen
„Zum Leibbroß unterthänig dienen.“
Und lud den dicken Herrn sich auf.
Sie waren mitten in dem Bach,
Als dankbarlich der Reuter sprach:
„Ich wills vergelten, lieber Aßer,
„Denn bald werd ich vielleicht aufs neu Ge-
„richtsverwalter.“ —
Da stand sein Leibbroß still, und fragte:
„Was sagt er?
„Ist er denn nicht Gerichtsverwalter mehr?“
„Ach! wißt ihrs nicht?“ begann der Dick-
bauch jetzt zu klagen,
„Ich ward entsetzt vor wenig Tagen.“ —
Paisch! warf den alten dummen Reut
Der Bauer in den Fluß, und höhnt ihn:
„Laßt mirs sagen
„Wenn ihr aufs neu Gerichtsverwalter seyd,
„Alsdann will ich euch weiter tragen.

Woher rührt der Ausruf: Hepp! Hepp!

Bei den neulichen Mißhandlungen der
Juden in Franken und in andern Gegen-
den rief man allenthalben, hepp! hepp! und
man hat diesen Ausruf und seine Entstehung
auf verschiedene Art zu erklären gesucht,
allein diese Erklärungen welchen insgesammt
von der Wahrheit ab. Die Einen behaup-
ten: Kreuzzügler hätten an ihrer Kopfbe-
deckung die Buchstaben HEP stehen gehabt,
welche subtil bedeuten, als Hierosolyma
est perdita (Jerusalem ist verloren); An-
dere leiten es vom Hebräischen Hapa ch
(zerstören) ab, aber was weiß das gemeine

Volk in Franken, Baiern und Schwa-
ben von diesen gelehrten Sachen? In die-
sen Gegenden, so wie auch in Sachsen,
ruft man den Ziegen, wenn man sie an-
sich locken und sie vielleicht beim Barte zupfen
will, hepp, hepp! zu, worauf sie sich
sogleich einstellen. Da nun die Juden
Bärte tragen, mit denen sich auch der Pöbel
muthwillige Streiche erlaubt, so wandte man
den Zuruf auf die Juden an und sagte
barbarisch genug: „Hepp, hepp! — —!“
Vielleicht hat man sich auch in frühern Zei-
ten bei Judenverfolgungen dieses Zurufs
bedient, der so alt ist, als die Ziegenzucht
in Deutschland. Der gemeine Mann be-
merkt oft da Aehnlichkeiten, wo in andern
Sinsichten der Unterschied gewaltig groß ist;
denn was ist wohl unähnlicher als ein Mensch
und eine Ziege? Der lange Bart ist das ein-
zige Aehnliche, aber derselbe fällt gerade
dem Volk am meisten ins Auge.

Die Erzherzogin Maria Louise.

Nach dem Sturze Napoleons verließ die
ehemalige Kaiserin der Franzosen, Maria
Louise, Frankreich. Unterwegs machte ihr
ein . . . General seine Aufwartung und
bat sie um Verzeihung, daß er zum Ver-
luste ihres Thrones beigetragen habe. —
„Mein Fürst!“ gab sie zur Antwort, „Sie
„brauchen sich nicht zu entschuldigen; Sie
„sind ganz ohne Schuld, hätte mein Ge-
„mahl bloß mit Ihnen zu thun gehabt, so
„säße er noch jetzt auf dem Throne.“

Kurzweil.

Wer's versteht der kann einer ganzen
Stube voll Leute grosse Kurzweil machen,

wenn er eine Zeitung oder Wochenblättli so liest, daß er aus einem Artikel plötzlich in den andern springt, wobei oft die lächerlichsten Sachen herauskommen.

Zum Exempel: Ein fast neues Hintergeschirr — welches einen Janitscharenmarsch pfeift.

Ein zweijähriger brauner Pudel, von der besten Race — bietet seine Dienste zum Unterricht in beiden Sprachen.

Dasjenige zweijährige Kind, rothblösch welches den 13. Brachmonat von der Weid entlossen — ist den 15ten allhier bey der Krone angelangt, und bietet seine Dienste an als Zahnarzt.

Ein männlicher Elephant aus Bengalen sehr zahm — dienlich für einen Herrn Pfarrer auf dem Lande.

Zu verkaufen: Ein bequemer Reisekoffer, worinn sich befindet — eine gesunde Säugamme — ein kupfernes Bauchfest, und — der beliebte Wanzenspiritus.

Beim Buchhändler K. folgendes ganz neue Werk, das in keiner Damen-Bibliothek fehlen darf — ein halb Duzend welsche Hühner, die auf dem Punkt sind zu legen.

Letzten Dienstag ist vom Zeltglocken bis zur Gefangenschaft verlohren worden — eine Tochter aus dem Welschland — sich in der neuen Schaal anzumelden, wo das Pfund um 5 krz. verkauft wird.

Mißverständnis.

Der Polizeydiener von A. war übelhörend, und da gab es manchen sonderbaren Mißverständnis mit seinen Berrichtungen. — „Gieb wohl Acht auf die Ländler,“ befahl der Statthalter. „Ja! der Buchbinder het gselt si syge nanit druck!“ Er meynete

Kalender! — „Hest de keini Stroche g'seh? Obhütis! viel Volch und viel Beh ist uf em Markt! — „Weiß nit, was gitt der Anke?“ Es ist sie da nit; danke; es ist my Schuldigkeit. — „Wo heis ächt nächti Brunnen?“ He ja! aber ds Wasser ist nit nutz. Er hatte verstanden: beim nächste Brunnen.

Ob wohl in der That Thiere aus den Wolken fallen?

Wenn der Vöte den Kopf schüttelt und nein sagt, so soll der geneigte Leser ihn darum nicht als einen Kezer und Ungläubiger verdammen, und soll hören und prüfen, und dann erst urtheilen.

Daß es Frösche geregnet haben soll, haben die Leute mir auch einmal wels machen wollen. Die Frösche habe ich gesehn, viele tausend beisammen im Grase und im Wege, das ist wahr. Aber woher kommen sie? Ja! woher als mit den dicken Regnen vom Himmel herab. — Hast du denn einen einzigen wirklich fallen gesehn? — Nein, aber — aber sieest du dort den großen Welter? dort sind sie heraus gekrochen. Denn sie sind noch alle jung; und weil es eben Regenwetter ist, sind sie ans Land gekommen.

Aber im Frühling wenn Schnee fällt, der bald vergeht, so findet man in dem zusammengelassenen Wasser kleine schwarze Thiere; die sind doch wohl mit dem Schnee herunter gefallen! mit nichten, es sind die sogenannten Wasserflöhe, die in stillstehendem lauem Wasser sich das ganze Jahr hindurch finden, und sich fortpflanzen wie andere Insekten. Den Winter über verkriechen sie sich in den Algen und im Schlamm; kommen mit der Wärme wieder hervor, und

suchen das Wasser. Aber vor einigen Jahren sind doch Würmer mit dem Schnee herabgefallen! — Nein — aber mitten unter dem schneien auf dem Schnee herum gekrochen; sie leben im Winter im Moos, unter Baumwurzeln, und marschieren oft sehr zahlreich hervor, besonders wenn starker Wind die Bäume schüttelt, und die Thierchen unter den Wurzeln beunruhigt.

Indessen konnte der Wind wohl einmal dergleichen kleine Thierchen von der Erde aufheben, und anderswo fallen lassen. Hat er doch schon manchem ehelichen Mann seinen Filzdeckel, und manchem Hause sein Dach weggehoben, und fortgeschmiesen; warum denn nicht auch eine Hand voll Würmer? — Da braucht es ja weder Wunder noch Zeichen! —

Der Elephant.

In der Ostermesse 1820 hatten wir das Vergnügen, einen schönen grossen männlichen Elephant zu sehn, von dem der hinkende Bote nun das merkwürdigste erzählen will, was er und andere gelehrte Leute (hier hustet er, und schneuzt sich) von diesem sonderbaren Thiere wissen; schon das äussere Ansehen seiner Gestalt macht ihn merkwürdig. Kein anderes Thier ist so gross, dick, schwer; keines so sonderbar gebaut. Der Leib gleicht einem grossen Fasse, das auf vier dicken Stüben oder Säulen steht. Der Kopf ist gross; der Hals kurz und stark; die Augen klein, aber verständig; die Ohren grosse herabhängende Stücke Leder. Sein Schwanz ist nackt, und hat nur am Ende ein Büschel Haaren, fast wie ein Kuhschwanz. — Vorzüglich aber sind an diesem Thiere merkwürdig seine Stosßzähne, und sein Rüssel.

Die Stosßzähne, die aus der oberen Kinnlade hervor treten, fallen im 12 oder 13 Monat dem Thiere aus, wenn sie einige Zolle lang sind. Dann wachsen andere nach, die nun bleiben, mit dem Thiere wachsen, und oft sehr groß werden, so daß man in Bengalen (in Ostindien) Zähne gesehen hat, die 72 Pfund wogen. Ja man soll in London sogar deren zeigen die anderthalb Centner wägen. Sie geben das bekannte kostbare Elfenbein; (merk wohl, nicht Helfenbein) das also kein eigentliches Bein, sondern ein Zahn ist. — In diesen Zähnen haben sie eine ungeheure Kraft, durchstechen damit andere Thiere, mit denen sie streiten; tragen aber auch, wenn sie einmal zahm sind, schwere Lasten, die man ihnen daran hängt.

Der Rüssel ist eigentlich die verlängerte Nase des Thiers, und ist ein starker ledener Schlauch, in welchem die beiden Nasenlöcher liegen. Vornen daran ist ein kleines Glied, wie ein Finger; und mit diesem Theil seines Körpers macht das grosse Thier mancherley Verrichtungen: nicht nur liest er kleinere und grössere Geldstücke von dem Boden auf, zieht einen Zapfen aus einer Flasche, ergreift einen Hammer und klopft mit; nimmt einen Büschel Stroh, und wehrt sich die Fliegen; bricht Gras, Blätter und Blumen ab; ergreift seine Speise und steckt sie in den Mund; sondern er hat in diesem Rüssel auch eine so fürchterliche Kraft daß er Bäume ausreist, und wegschmeißt; Menschen darinn erdrückt, oder sie haushoch in die Luft schmeißt, daß sie herunter stürzen, und halbtod fallen. Daher nannten die Alten diesen Rüssel die Hand des Elephanten, weil er damit verrichtet was wir mit unsern Händen.

Das Thier wird sehr groß; begreiflich im freyen Naturstande grösser, als in der

der Gefangenschaft. Der in Bern war hoch 9 Schuh. Aber man hat in Afrika solche gefunden, die bis 14 Schuh hoch waren. Die Länge des Körpers beträgt aber, gegen seine Höhe gerechnet, nicht viel; und das Thier scheint daher sehr kurz und zusammengestoßen.

Ihre Kraft steht im Verhältniß zu ihrem Körper. Was sechs Pferde liegen lassen, das führt der Elephant von der Stelle. Auch ein kleines Thier hebt einen erwachsenen Mann wie ein Kind mit seinem Rüssel in die Höhe, legt sich damit eine Last von zwey Centnern auf den Rücken: an die zehn Centner tragen sie an ihren Stoßzähnen, und vier bis fünftausend Pfund sind ihm keine drückende Last. Stößt er mit seinem Leibe im Zorne an eine Mauer, so muß sie gut gebaut seyn, oder er macht ein Loch darein.

Ungeachtet seiner ungeheuern Schwere, und seines plumpen Körpers, marschirt das Thier noch sehr schnell; auch der geschwindeste Mensch entrinnt seinem Trabe nicht. Selbst schwimmen kann er sehr gut, und reckt dabey seinen Rüssel über das Wasser in die Höhe.

Im freyen wilden Zustande ist der Elephant gutmüthig und friedlich, und braucht seine Kraft und seine Waffen nur zur Vertheidigung, nie zum Angriff. Er geht meist in Gesellschaft, truppweise; wer ihnen so begegnet, geht ihnen bey Zeiten aus dem Wege, und hält sich stock still, bis sie vorüber sind; denn wehe demjenigen, der ihnen etwas in den Weg legt. — Sie lieben tiefe schattige Gegenden, und die Ufer der Flüsse, denn ohne Wasser können sie nicht leben. Sie trinken es nicht nur, indem sie den Rüssel voll saugen und ihn dann ins Maul

ausleeren, sondern sie spritzen sich auch den Leib damit, um sich abzukühlen; darum baden sie auch gerne.

Ihre Nahrung nehmen sie ganz aus dem Gewächreiche, Gras, Blätter, Blumen, Wurzeln, Getreide, Früchte. Besonders lieben sie den Reis; und kommen sie an solche bepflanzte Felder, so thun sie ungeheuern Schaden; indem sie mit ihrem schweren Leib weit mehr zertreten, als sie fressen; und überdies alles, sogar die Hütten der Neger über den Haufen werfen, wenn sie ihnen im mindesten im Wege sind! Ihre Fortpflanzung geht langsam. Das Weibchen trägt ins zweyte Jahr, und bringt nach zwanzig bis zwey und zwanzig Monaten ein einziges Junges, das bey seiner Geburt etwa so groß als ein Schwein ist. In der Gefangenschaft pflanzen sie sich höchst selten fort.

Ob sich gleich bey den zahmen zu einer bestimmten Zeit die Zeichen der Brunst aufsern, wo sie außerordentlich wüthend und gefährlich sind, wovon wir an dem leztthin in Bern befindlichen ein schreckliches Beispiel gesehen haben. Als er am 31 May zu Genf in der Nacht aus seinem Behälter herausgelassen wurde, um ihn nach Lausanne zu führen, gab er Zeichen von Ungeduld und mürrischem Wesen. Nach Verlauf einer halben Stunde machte er sich auf seinen Führer los, gegen den er sonst viele Anhänglichkeit und Liebe zeigte, richtete ihn übel zu, und lief nach Genf hinein, wo er vor allen Brantwein-Magazinen still hielt und drohte die Thüren einzuschlagen. Nach vielen Anstrengungen gelang es endlich ihn in eine der Bastionen hineinzutreiben und durch einen Kanonenschuß zu erlegen. — Einige Tage vorher hatte man dem Führer Gr.

25000 für denselben geboten; allein er schlug diesen Preis aus.

Wer nun Lust hat ein solches Thierlein anzuschaffen, der kann sich eins kommen lassen aus Asien, oder Afrika; anderswo leben sie nicht. Aber er Sorge für gutes und genussames Futter, denn ein Elephant führt guten Appetit. Täglich seine hundert Pfund Reis, frisches Gras, Früchte, Zucker u. d. gl. obendrein. Der Elephant zu Versailles erhielt ehemals täglich 80 Pfund Brod, 12 Pinten Wein, 2 Eimer Suppe, 2 Eimer gekochtes Reis, und eine Garbe Korn. Auch trinkt er sehr gern Branntwein und starke Getränke. —

So viel dieses Wahl von dem Elephanten. Wenn der geneigte Leser allenfalls nun Lust hat zu vernehmen, wie man diese Thiere fangt, und zähmt und abrichtet, so beliebe ers nur zu melden unter der Adresse: — pro tempore hinkende Vögel in Bern. Franco Bern.

Angeführt!

In einer schönen Stadt war ein schöner junger Herr, und dieser war in eine schöne junge Tochter verliebt bis über die Ohren; und wenn der geneigte Leser noch nicht errathet, von wem ich rede, so merke er auf den Pudel, der immer mit dem jungen Herrn ist, wenn er des Tags wohl fünfzig mal vor den Fenstern der Jungfer vorbeispazirt, und gegenüber steht, und hustet, und seufzet. — Aber das alles hat lang nichts geholfen; die schöne Jungfer that, als suchte sie den schönen Herrn gar nicht; und er sieng schon an zu überlegen, ob er sich erhängen oder ersäufen wolle, als auf einmal das Herz der Dame sich erweicht!

Sein Pudel bringt ein Brieflein unter dem Halsband, worinn sie ihn einladet, dieselbe Nacht um 8 Uhr vor dem Thor bey ihrem Gartenhause sie zu erwarten, wo sie seine Anträge anhören und beantworten wolle. — Mit kühnem Entzücken eilt er dorthin, in kalter feuchter Nachtlust am 1sten Winterm. 1819. Er wartet geduldig vor der Gartenthüre — und die Schöne kommt nicht! Er zittert vor Kälte, und sein getreuer Pudel winselt — und sie kommt nicht. Jetzt ist schon 10 Uhr Nachts — jetzt kommt ein kleines Lichtlein die Gasse herab gegen das Thor — das ist Sie! Aber ach! Es ist der Wächter, der das Thor schließt! Jetzt ist mein armer Herr gar ausgeschlossen, samt seinem Pudel und seiner Liebe; und als er am Morgen verfroren und unwillig zum Frühstück heimkehrt, findet er ein anderes Brieflein, worin geschrieben stand: „Einige junge Herren hätten im Namen seiner Dame, doch ohne ihr Vorwissen, ihn zu jenem Gartenhause eingeladen, um in einer kühlen Nacht sein Liebesfeuer auszulöschen.“ — Man hat den Herrn seither nicht mehr gegenüber stehen gesehen, und — der unschuldige Pudel ist abgeschafft. —

Noch schlimmer

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

ergleng es dem alten verliebten Sigerist und Schulmeister Löffel. Er hatte seines Nachbarn Tochter Elsel gar herzlich lieb gewonnen. Aber das muthwillige Mädchen hatte mit dem alten Mann nur sein Spiel, und konnte ihm doch damit seine thörichte Liebe nicht vertreiben. Kurz vor Weihnachten sieht er, daß Elsel mit ihrer Freun-

Noch schlimmer!

dem
elbe
rem
eine
—
in
rm.
dar-
ht!
Pu-
egt
mit
gen
Es
egt
en,
und
lig
an-
nd:
set-
ihn
in
zu-
her
—

Noch schlummer!

rist
nes
lieb
hen
tel,
chte
elh-
un-



blinn Kätterell am Garten schwabte; er schleicht hinter die Ladenwand, und vernimmt folgendes: „An der Weihnacht ist Mondschein; „wenn wir da zum Dorfweither gehen, und „stillschweigend hineinblicken, so sehn wir „das Angesicht unsers künftigen Mannes! „Wir wollen doch einmal sehen!“ Wer war froher als mein alter Löffel! Jetzt hab ichs gefunden, denkt er, und an der Weihnacht macht er sich schön gepuzt auf den Weg zum prophetischen Dorfweither, und steigt dort auf einen Weidenstock, um von da herab sein holdes Angesicht im Wasser erscheinen zu lassen. — Eine Stunde ungefähr mochte er da gefroren haben, als die Mädchen anrücken, bedächtig dem Weither nahen, hineinzu- guken, aber durch Kopf schütteln und andre Zeichen sich deuten, daß sie gar nichts erblickten. Ich will euch schon etwas zeigen, denkt Löffel, und streckt seinen Kopf so weit vor, daß ihm der Hut entfällt; er will ihn haschen, verliert das Gleichgewicht und stürzt plumps in den Weither herab.

Man behauptet, der alte Gauch sey freylich von seiner Liebe wohl kurirt, dafür aber so wasserscheu geworden, daß es ihn zu schauern anfangt, wenn man vom Dorfweither redet.

Wie mancher hat es schon gefühlt,
Wie toll die Liebe mit uns spielt!
Und doch läßt sich, trotz allem Barnen,
Noch mancher alte Gauch umgarnen!
Nun! Wer sich selber spöttisch macht,
Der wird ja billig ausgelacht.

Die kuriose Braut.

Ein Mann, der gerne eine reiche Frau gehobt hätte, fragte darüber einen guten Freund um Rath. Der gute Freund war

ein Schalk, und sprach: Halt! ich weiß dir eine; aber sie ist Witwe! — Oh! das macht nichts! Sie hat eigenes fruchtbares Vermögen! Oh! Schön! — Sie hat dato keine Kinder mehr! Oh! Noch besser! Hat eigen Haus und Hof! Oh! scharmant! Ist alt, und dürfte leicht in kurzem abmarschiren! Ganz nach Wunsche! — Aber wer ist sie? wo ist sie? — Komm Freund! Ich will dir sie zeigen; sie pflegt um diese Zeit gemeiniglich in dem Hofe vor ihrem Hause zu spazieren! — Sie gehen, und der Schalk führt ihn zum Bärengraben, wo eben damals das Weibchen allein war! — Bedank mich gar schön für solche Braut.

Allerley Unarten.

Der Hink. Bote kommt überall herum, und da bemerkt er denn manches, das besser seyn könnte, wovon er gegenwärtig etwas zur Probe mittheilen will.

In einer gewissen Gegend grüssen die Leute selten, danken kaum, wenn man sie zuerst grüßt, und lassen selber den Herrn Pfarrer vorbeigehen, ohne die Kappe zu lüpfen. Das ist eine grobe Unart. —

An einem andern Orte fand ich, daß die Leute, besonders Kinder, ihre Nothdurft offen an den Strassen, sogar mitten in die Fußwege verrichten: und das ist eine unflätige Unart.

Ich traf an einem Sonntag eine ganze Schaar Buben an, die im Walde herum liefen, Beggelnester ausnahmen, und dann die armen Thierchen elendiglich umkommen ließen: und das ist eine grausame Unart.

Im Lefet gieng ich meines Weges den

Neben nach. Ueberall rief man mitr nach:
H.... bub! H.... bub. Das thaten selbst
Weiber und Mädchen. Ich achtete freilich
nicht darauf, weil ich nicht so heisse; aber
ich dachte doch: das ist eine erz unver-
schämte Unart!

Eine Werchbrechete war nahe an der
Strasse. Ein reisender Kaufmann kam in
einer Chaise daher gefahren. Jetzt, anstatt
einen Augenblick inne zu halten, fiengen
die Weiber erst einen wahren Hölleulerm
an, das Pferd ward wild und nahm Reiß-
aus, und ich dachte: das ist doch eine
sehr gefährliche Unart.

Beliebt und schmeckt dem günstigen Leser
dieses kleine Versucherli — so kommt ein
andermal mehr.

Der Sägenfeiler.

Ein Chorrichter, welcher Willens war
in seinem Walde ein beträchtliches Quantum
Holz aufmachen zu lassen, zum Behuf die-
ses Unternehmens aber mit einer äusserst
schlechten Waldsäge versehen war, gieng zu
einem Sägenfeiler, der sein Nachbar war,
und zugleich das Amt eines Gerichtsfassen
bekleidete, und fragte ihn um Rath, wie
diesem Mangel abzuhelpen wäre. Der Sä-
genfeiler, welcher glaubte, das Geheimniß
der Staelfortischen Stahlhärtung zu bes-
sen, sagte gleich, daß er für dieses ein gutes
Mittel besässe, wodurch das Feilen der
Säge erspart werden könne, das Rezept
sey aber etwas kostbar, jedoch wolle er thme
dasselbe gegen ein Billiges mittheilen. Ihr
müßet, sagte der Gerichtsfass, ein halb Maas
Hontq, zwey Pfund frischen Butter und ein
viertel Pfund Schwefel nehmen dieses alles
wohl untereinander mischen, und dann auf

ein Tischtuch streichen, die Säge darein wickeln
und recht fest zubinden, hernach zwey Stund
in einem stark geheizten Backofen liegen las-
sen. Voller Freude gieng der Chorrichter
nach Hause und eröffnete das Geheimniß
seiner treu verschwiegenen Ehehälfte, welche
den Kopf schüttelte und sagte: I glaub, du
und der Gerichtsfass siget beidzäme Narre.
Aber Elsi, was seist'e doch, meinst'e dee
n'e Ma daß zwee Pöste het, werd eim öpis
dumis säge! Nu nu, sagte die Frau, aber
wenns dee chrum use chunt, su grännet dee
nit, wed'er d'Pratig vo 1821 leset. Nun
wurde der Ofen geheizt, und nach Vorschrift
des wohlweisen Antenschultren-Fabrikanten
verfahren. Nach Verlauf von zweyen Stun-
den wurde der Ofen geöffnet, aber o weh,
alles war verbrennt, und der Gestank be-
nahm dem Chorrichter fast alles Bewußt-
seyn. Nach Wiedererholung aus der Ohn-
macht, lief der Chorrichter zum Sägenfel-
ler, und erzählte demselben den ganzen Un-
fall, mit Verdeuten: daß die Frau auf der
Stelle einen Aufsatz für den Kalender habe
verfertigen lassen. O poz tussig drat I...
sagte der Gerichtsfass, i wet lieber zehe Dub-
lone gäh, und all Abe n'e Halbi minder
treihe, weder i d'Pratig cho!

Wee du wotsch Hung und Anke friche,
Su nimm d'erzu ne's bizli Brod;
Bym siele ist das gut für d's Chynche,
U dee n'es Schöppli druf für d'Noth:
E gute Schuster blibt bim Leist,
Und du lehr zerst, was'd no nit weist.

Der Wildschütz.

Die Geschichte ist vorlängst in Schwa-
ben passiert, wo kein Bauer einen Hasen, ge-
schweige denn einen Hirschen schießen durfte,

wenn er nicht geraden Weges ins Schallenwerk spazieren wollte. Es gab aber Leute, die sich vor dem Schallenwerk so wenig als vor der Hölle fürchten, und ich kenne mehrere dergleichen, vor denen ich allemal heimlich ein Kreuz mache. So gehen sie hin, schliefen heimlich Hirsche und Hasen, lösen Geld draus, und heißen daher Wildschützen. Werden sie ergriffen, Schallenwerk oder was schlimmeres ist ihr Lohn. Trifft sie ein Jäger, ein von der Obrigkeit, vom König bestellter Aufseher im Walde an — er darf sie niederschleßen. — Das lehte besonders stand dem Wildschützen Bernhard nicht an. Er geht also ins Kloster N** und meldet sich bey einem ehrwürdigen Pater, der die Gabe besitzt, die Leute so fest zu machen, daß keine Kugel sie verfehlt. Willig zahlt er eine Summe Geldes, die er aus der Veräußerung eines guten Theils seines Vermögens erlöst hatte. Hier lernt er nun wie man Kugeln gießt, die immer treffen, wo sie sollen, man mag sie hinschießen, wohin man will: er lernt bannen und stellen, was läuft und fliegt: sieht das Pentaculum salomonis und andre solche Maritäten mehr; und geht so zufrieden vom Kloster weg, als hätte er einen Schatz gefunden. Glück zu lieber Berni! — Stolz wie ein welscher Hahn tragt er nun nach Hause. Jetzt will ich's den Jägern zeigen! Mögen nun die Hallunken auf mich schleßen — ich bin fest wie Eisen und Stahl! Zuversichtlich auf seine Kunst bauend, tritt er unterwegs in ein Wirthshaus, zieht die Gelegenheit bey den Haaren herzu, von seiner Festmacherey zu schwätzen, und erzählt nun, daß die Bauern Maul und Nase aufsperrten. Er will sie überzeugen, daß er Wahrheit rede, giebt einem jungen Bauern seine Flinte und sprach: „Da Hans schließ auf mich;

gleich hier wo das Herz liegt, du wirst sehen wie die Kugel abspringt. —“ Hans nimmt die Büchse, zielt, schießt, und Bernhard fällt mauſetodt zur Erde, zur großen Verwunderung aller, die dabey waren. Sagt mir doch: „Ist der Aberglaube hier nicht offenbar ein Mörder gewesen?“

Wie man sich fest macht.

Aber sagt ihr: Es giebt doch Leute die sich fest machen können! — Ich für mein Theil glaub's nicht, absolut nicht. Aber daß es gescheide Leute giebt, die andere mit solchen Dingen hinters Licht führen, daß diese steif und fest daran glauben, das weiß ich schon. Zum Exempel: der einst so berühmte preussische Oberst Trenk, hatte immer das Haus voll geladener Flinten. Einmal zieht er heimlich aus allen das Schroot und die Kugeln sorgfältig heraus, und hängt die Flinten alle genau wieder an ihr Ort. So wie die Knechte heim kommen, giebt er ihnen die Flinten — läßt einen nach dem andern auf sich schleßen, und — sie lassen sich's nicht ausreden, ihr Herr könne sich fest machen. — Seht ihr? So kann ich's auch.

Das Storchenglück.

Auf dem Bohnhause des ehrbaren M. N. zu N. siedelten sich viele Jahre nacheinander zwey Storchen an, und der Bauer nebst seiner ganzen Familie glaubten zuverlässig daß ihr häusliches Glück von diesen Frühlingsverkündern abhinge. Zur größten Betrübniß bleiben aber diese Glücks-Vögel einige Jahre ausßen, und die gute Haus-Mutter beschuldigte ihren Mann immer, daß er die Schuld

Wiß für Unwß.

Ein alter General, der viel Pulver gerochen, und manches liebe Mal ausgehalten hatte, wenns blau Bohnen regnete, ritt einmal mit einer Zahl Offizieren einer Schlacht entgegen. Krumm und gebückt saß der ehrwürdige Greis zu Pferde. Einige unwichtige junge Herrchen in seinem Gefolge lachten über ihn, und spotteten so arg, daß ers endlich merkte und fragte: Na! meine Herren, was haben sie denn so kurzweiliges, daß sie so lachen? Unverschämt, antwortete einer: — weiter nichts! Aber Ihre Excellenz sitzen zu Pferde wie ein Metzger! Der General lächelte und sprach: Ich muß ja wohl einem Metzger gleichen, da ich eine Schaar junger Kälber zur Schlachtbank führe.

Die Lasterzunge.

„Ja! Der mag wohl so freundlich dich grüßen! der Heuchler! Man sollte Wunder glauben, wie gut ers mit dir meinte! Und doch — Aber ich will nichts gesagt haben.“ So sprach die Schnädergritt am Brunnen zu ihrer Nachbarin, als der Schneider Fritz vorbey gieng. Nu! Was ist's denn, fragte Else! Ich will doch nicht hoffen, daß er etwas über mich zu klagen hat. — O gar nicht! meinte die Gritt; aber man weiß ja wie solche Leute sind, die in allerley Häuser kommen! Sie haben immer allerley zu erzählen, wie es hler und da zuache. So gieng das Gespräch noch eine Weile fort, und Else vernahm denn, daß der Schneider von seiner letzten Stöhr her, sie als eine geizige Frau überall angeschwärzt habe. Jetzt war Feuer im Dache. Die Frau klagte dem

an dem Ausbleiben der Storchen wäre. Letztverflossenen Frühling erblickte der Bauer des Morgens frühe zwei Storchen auf seiner Hausflur, und lief geschwinde dieses frohe und glückbringende Ereigniß, nicht nur seiner Familie, sondern seinen sämtlichen Nachbarn zu hinterbringen, die dann auch, so wie er, sich herzlich darüber freuten. Dem Tochtermann ward sogleich der Befehl erteilt, bey dem Wagner ein neues Rad zur Ansiedlung dieser neu angekommenen Gäste verfertigen zu lassen, mit Bedeuten: das Rad doppelt zu bezahlen, wenn es vor Sonnen-Untergang fertig seyn würde, welches der Wagner versprach und auch Wort hielt. Sogleich wurde das Rad auf der Flur befestigt und das Haus-Gesinde befehligt, durch Sammlung von Fröschen für die fremden Gäste zu sorgen. Voll froher Erwartung legte man sich zu Bette, und Morgens früh stand der Bauer auf, erblickte sogleich einen Storchen auf dem Rade und rief sogleich: Storche da, Storche da! Einige Nachbarn, die herzugelaufen kamen, bemerkten sogleich den Spass, und sagten zum Bauer: Du Narr, g'sehst dee nit daß e's e Strauige ist: und singen recht herzlich an zu lachen. Der Bauer nahm sogleich eine Leiter, stieg auf das Dach und sah gleich, daß dieser Vogel von einer andern Art Feder-Vieh, mit Nahmen Spassvögel, ausgebrütet worden, nahm denselben herunter und zerriß ihn unter beständigem Fluchen in Stücken. Die Frau sagte zu ihm: g'hey doch ds'Rad o grad ahe, d'Storche chöme doch nümme ume! — E nu, su chast dee da ufe ga schnädere.

Mann, und er soll gleich hinter den Schnei-
der her! „Wer hat dir das gesagt?“ fragt
der Mann. Erst will sie mit der Sprache
nicht heraus. Der Mann aber hatte schon
lange mit Unwille gemerkt, das jemand im
Dorfe war, der alle Leut gegen einander
aufhetzte. Jetzt da der böse Geist des Un-
friedens auch in seinem Hause zu spucken
anslang, war er fest entschlossen, dem ver-
derblichen Unwesen ein Ende zu machen.
Er dringt also in seine Frau, und findet
endlich den Asmodi in der Schnädergritte.
Jetzt gebietet er seiner Frau Stillschweigen
bis am Sonntag, wo der Schneider gewöhn-
lich am Abend beim Bären sein Schöplein
trinkt. Dort geht er hin, setzt sich ans Fen-
ster, und wartet, bis Gritt vorbei geht,
die an dem Tag immer eine Schwester zu
besuchen geht. Sie kommt, und der ge-
scheide Mann lolt sie mit einem Glase Wein
in die Gaststube, wo er sie hinter den Tisch
setzt, daß sie nicht fliehen kann. Jetzt glebt
er dem Schneider einen Wink, der kommt,
und vor allen Leuten, fragt nun der Mann
die Gritt, was denn der Schneider Fritz
böses über seine Frau gesagt habe? — Das
Lastermaul erschrickt, daß ihr das Glas aus
der Hand fällt! Sie hustet — und — muß
am Ende ihre Lüge bekennen. Allen gien-
gen nun die Augen auf über so manchen
alten Unfrieden! Gritt fand besser in Zu-
kunft zu schweigen, und der Asmodi war
glücklich gebannt.

Glaub doch der Lasterzunge nicht!

Denk immer: es wird viel gelogen;

Und wahr ist, was ein Sprüchwort spricht:

Wer leicht glaubt, der wird leicht betrogen.

Schreckliche Ermordung Sr. kön. Hoh. des Herzog von Berry.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Der edle Prinz, dessen schreckliches Ende
die Theilnahme von ganz Europa erweckt, ver-
dient sie eben so sehr durch sein Leben, und es
wird jetzt erst mancher schöne Zug desselben be-
kannt, der nicht weniger rührend ist, als die
Geschichte seiner letzten Stunden. Schon in
seinem 12ten Jahre, begab sich der Prinz beim
Ausbruch der französischen Revolution mit sei-
nem Vater nach Turin, wo er vereint mit seinem
Bruder seine Studien fortsetzt. Im Julius
1792 machte er seinen ersten Feldzug in der
Champagne unter den Befehlen seines Vaters,
kehrte nach dem unglücklichen Ausgang desselben
nach Turin zurück, und begab sich zur Armee
des Prinzen von Conde, wo Se. königl. Hoh.
ein Corps von Adlichen anführte. Im Lager
ausgezogen, nahm er jenes offene freye Betra-
gen an, das mit seiner natürlichen Lebhaftigkeit
im Einklang war, und die trefflichen Eigenschaf-
ten seines Herzens erhob. Von den Truppen
geliebt, hielt er nichts desto weniger auf strenge
Kriegszucht. Einst machte er einem ausgezeich-
neten Offizier allzulebhaftige Vorwürfe. Sogleich
fühlte der junge Prinz den begangenen Fehler,
nahm jenen Offizier bey Seite und sagte ihm:
„Es war nicht meine Absicht, einen Mann von
„Ehre zu beleidigen; hier bin ich nicht Prinz,
„bin nur Offizier und Edelmann wie Sie, und
„bereit Ihnen jede Genugthuung zu geben, die
„Sie verlangen können.“ Genauer Beobachter
aller Geseze der Ehre, verlangte der Prinz,
daß seine Offiziers nie in ihren Cantonirungs-
plätzen Schulden zurücklassen, und kam ihnen
oft mit seiner eigenen Börse zu Hülfe, um die-
sen Zweck zu erreichen. Im Jahr 1801 begab
sich S. k. H. zu seinem Vater nach England.
Im Jahr 1805 rückte Gustav Adolph, König
von Schweden, um Europa von der Tyranney
Bonapartes zu befreien, mit seinem Heere gegen
Hannover vor. Redlich wünschte er die Wie-
derherstellung der Bourbons, und bot dem Her-
zog v. Berry ein Commando in seiner Armee an.

Schreckliche Ermordung Sr. kön. Hoheit des Herzogs von Berry. I



Sogleich eilte der Prinz mit seinem Vater in das Generalquartier dieses Monarchen; aber die Einnahme jenes Landes durch Napoleons Heere, vereitelte diesen Schritt. Da das feste Land dem königlichen Hause der Bourbons keinen sichern Aufenthalt mehr anbot, hielt sich der Prinz in London auf, und besuchte oft seinen Oheim, Ludwig XVIII. in seiner ländlichen Wohnung zu Hartwell. Im Jahr 1813 bereiten mehrere unkluge oder treulose Unterhändler die eifrigsten Anhänger des Königs, eine Landung des Herzogs von Berry auf den Küsten der Normandie würde wichtige Folgen haben, 40.000 Franzosen seyen dort bereit, die Bourbons zu unterstützen. Schon war das Schiff bestellt, auf welchem der Prinz abgehen sollte, als er durch vorsichtigeren Freunde, die voraus gefandt worden, unterzeugt wurde, jene Nachricht sey nur ein Fallstrick gewesen um ihn nach Frankreich zu locken, wo ihm das Loos des Herzogs von Engbien bereitet war. Indes aber bahnte die Vorführung der rechtmäßigen königlichen Familie die Rückkehr auf den Thron ihrer Väter, und der Prinz landete einige Monate später in Oherburg. Als er den Fuß auf franz. Boden setzte, rief er mit Wonnethränen aus: „Theures Frankreich! wie glücklich sind wir, dich wieder zu sehen, wir bringen nun gänzliche Vergessenheit des Vergangenen, Frieden und den Wunsch für das Glück aller Franzosen mit!“ Seine alten Kriegsgefährten erkannte er alle wieder; auf den ununterbrochenen Zuruf des zahllosen Volkes konnte er vor Rührung nicht anders antworten, als mit dem Gegenruf: „Hoch leben die guten Normänner!“ Er hielt Musterrung über die Nationalgarde, spazierte ohne Begleitung unter dem freudetrunknen Volke umher, das sich zu ihm drängte, und sagte oft mit innigem Gefühl: „Man ist doch nirgends glücklich, als unter den Seinen.“ Da der Prinz vernahm, daß in der Nähe von Bayeux sich ein Regiment befände, welches noch durch Anhänger Napoleons irre geleitet werde, beschloß er ungerathet aller ihm gemachten Vorstellungen, dasselbe für die gute Sache zu gewinnen. Er ließ den Oberst jenes Regiments um seine Pferde zur Fortsetzung der Reise bitten, da seine eignen ermüdet seyen. Der Oberst kam dem Prinzen entgegen,

und dieser empfing ihn mit solcher Güte und Freymüthigkeit, daß der Oberst sich sogleich erbot, ihn zu seinen Truppen zu führen. „Brave Soldaten! so redete der Prinz sie an, ich bin der Herzog von Berry. Ihr seht das erste französische Regiment, das ich antreffe, ich schätze mich glücklich, in Euerm Mitte zu seyn. Ich komme im Namen des Königs, meines Oheims, Euch in Eid aufzunehmen Laßt uns denselben vereint ablegen, und ruft mit mir: „Es lebe der König!“ Begeistert entsprechen die Soldaten dieser Aufforderung; nur eine Stimme bringt noch dem Kaiser ein Lebehoch? Das hat nichts zu sagen, fuhr der Prinz fort, es ist der Ueberrest einer alten Gewohnheit; Soldaten! wiederholt noch einmal: „Es lebe der König!“ Jetzt war der Ausruf einstimmig; das Regiment steckte die weiße Cocarde auf; die Offiziers umringten den Herzog, und baten ihn um die Gnade, daß das Regiment seinen Namen tragen dürfe. „Ich werde, erwiderte der Prinz, Eure Bitte Er. Maj. vortragen, und stolz darauf seyn, der Besitzer eines seiner Ehre und seinem Könige so treuen Regiments zu werden.“ Sobald der Prinz in Caen ankam, ließ er einige unglückliche Familien, welche wegen einer angeblich aus der Theuerung der Lebensmittel entstandenen Verschwörung im Kerker schmachteten, in Freyheit setzen. Als er Abends im Theater erschien, und der Vorhang aufging, waren alle Hereteten mit Gattinnen und Kindern auf dem Theater versammelt, lagen auf ihren Knien, und segneten weinend ihren erlauchten Wohlthäter, der durch diesen überraschenden Auftritt ebenfalls zu Thränen gerührt war. Am 21ten April 1814 hielt der Prinz in der Uniform der Nationalgarde seinen Einzug in Paris; in seiner Antwort auf die Glückwünsche der Municipalität, sagte Se. k. h. unter andern: „Wir kommen, um Frankreich Glück und Friede zu bringen, dieß wird unsere beständige Beschäftigung seyn, bis zum letzten Athemzug unsers Lebens. Im Herzen haben wir nie aufgehört Franzosen zu seyn, und jene edelmüthigen Gefinnungen in uns zu erhalten, die das ausschließende Kennzeichen unserer braven und edeln Nation sind. Es leben die Franzosen!“ Seine erste Beschäftigung war nun die Herzen der Truppen zu

gewinnen; unabhängig besuchte er die Casernen und Militäranstalten, und hielt Musterung über die Truppen. Eben so vielen Eifer bezeugte Se. k. h. die Fortschritte der schönen Künste, und der National-Industrie zu beobachten, und die Fabrikanten und Künstler durch schmeichelhafte Aeußerungen und angemessene Belohnungen zu ermuntern. Sein einnehmendes Betragen und manches kräftige herzliche Wort aus seinem Munde schien allgemeinen Eindruck zu machen.

Der König ernannte den Herzog von Berry zum General-Oberst der Jäger zu Pferd und Lanciers, und das Dragonerregiment der Kaiserin erhielt seinen Namen. Im August 1814 bereisete der Prinz die nördlichen Departemente, und wurde aller Orten mit Jubel empfangen. Am 9ten kam er in Calais an, und fuhr nach England hinüber, hielt sich aber nur kurze Zeit in London auf, denn am 18ten war er schon wieder in Paris. Den 21ten Herbstmonat machte Se. k. h. eine Reise in die östlichen Departemente, und besuchte Metz, Straßburg, Landau, Hünningen, Bedfort, u. s. w.; hielt überall Musterung über die Truppen, und traf nach sechs Wochen wieder in Paris ein. Indem hier der Prinz die verschiedenen öffentlichen, besonders Militär-Anstalten untersuchte, machte es ihm großes Vergnügen, eine kleine Kanone wieder zu finden, die im Jahr 1792 in Turin zu seinem Unterricht verfertigt worden war. Im Frühjahr 1815 bereitete sich Se. k. h. eben auf eine Reise nach den westlichen Departementen vor, um auch dort die Künste zu ermuntern und das Herz der Soldaten zu gewinnen, als die Rückkehr des Thronränders alles unterbrach, was der König und seine Familie zu Frankreichs Wohl unternommen hatten. Die Anhänger Napoleons, welche den Einfluß fürchteten, den der gefühlvolle und tapfere Prinz auf die Truppen hatte, verwickelten ihn und seinen erlauchten Bruder in ein Gewerbe scheußlicher Verläumdungen, und so gelang es ihnen das Militär zum ersten Werkzeug ihres Verraths zu machen. Bey der ersten Nachricht von Napoleons Landung, wurde Se. k. h. von dem König bestimmt, das Commando der in Burgund und der Freygrafschaft versammelten Truppen zu

übernehmen, schlaue Treulosigkeit aber benutzte den Vorwand: die Gegenwart des Prinzen sey in der Hauptstadt nothwendiger, um den Marschal Ney jenes wichtige Commando in die Hände zu spielen, der bald mit allen Truppen zu Napoleon überging, und ihm den Weg nach Paris bahnte. Hier wurde indessen das Militär so bearbeitet, daß Se. k. h. bey seinem Besuche in der Militärschule und in den Casernen sehr kalt empfangen wurde. Am 11ten Merz übergab ihm der König das Commando aller in und um Paris liegenden Truppen; da aber der größte Theil derselben, mit ruhmvoller Ausnahme der Schweizer, zu Napoleon überging, sah sich der König und seine Familie gezwungen, in der Nacht vom 19ten auf den 20ten Merz die Hauptstadt zu verlassen. Der Prinz stellte sich an die Spitze der königlichen Haustruppen. Sie marschirten die ganze Nacht und einen Theil des 20ten, und schlugen die Straße nach Abbeville ein, wo sie die Ankunft des Königs in Lille vernahmen. Ein Cuirassier-Offizier, den der Prinz auf dem Karosier antraf, batte die Frechheit, in seiner Gegenwart das Aufreubrathschren zu erheben. Erbittert wollten die Offiziers aus dem Gefolge Sr. k. h. den Niederträchtigen züchtigen; der Prinz hinderte es, und rettete seines Feindes Leben. Mit 4000 Braven und Gereuen zog er in Bethüne ein, hier fand er 300 Mann, die sich für Napoleon erklärt hatten, und als sie sich von den Truppen des Prinzen umringt sahen, wie Rasende schrien: „Es lebe Napoleon!“ Ein Wink des Prinzen, und die Treulosen waren nicht mehr. Wie kann aber ein Bourbon sich an Franzosen rächen? Der Prinz rebete sie vergebens mit freundlichen Worten an; endlich sagte er: „Ihr seht, daß wir Euch alle vernichten könnten, ich will aber nicht: lebet! um Zeugen zu seyn, wie Bourbons gegen Franzosen handeln.“ Da stieg ein Soldat an zu rufen: „es leben der Kaiser und der Herzog von Berry!“ und alle wiederholten diesen Ausruf der Unreue und der Dankbarkeit. Den 28ten Merz traf der Prinz bey dem König in Gent ein, und nahm seine Wohnung in Mlost, wo die königlichen Haustruppen, die ihm aus Frankreich hatten folgen können, kantonirt waren, deren Bildung nun seine einzige Beschäftigung

par. Mit Bewunderung sah man, wie er durch
 ein lebhaftes, kräftiges Commando und seinen
 Scharfblick sich den berühmtesten Tactikern Frank-
 reichs an die Seite stellte. In den Ruhestan-
 den, wo das Lager oft der Schauplatz jugend-
 licher Spiele war, nahm der freundliche Prinz
 Theil an denselben, und belebte die frohe frie-
 gerische Jugend durch sein Beyspiel. Bey der
 Schlacht von Waterloo schien die leichte Caval-
 lerie von Napoleons linkem Flügel einen Angriff
 auf Alost vorzuhaben; der Prinz nahm aber
 eine Stellung auf den Anhöhen von Ghyseghem
 und bedeckte dadurch das königliche General-
 Quartier. Hier vernahmen die Prinzen den
 ruhmvollen Sieg, der sie wieder nach Frank-
 reich zurückführte. Am 21ten Juny traten die
 königlichen Truppen, in deren Mitte Se. Maj.
 in Frankreich einzichen wollte, unter den Befeh-
 len des Herzogs von Berry den Rückmarsch an;
 erreichten den französischen Boden und bezogen
 dann bey Chateau Cambresis Beywachen, die
 der Prinz fleißig besuchte, und sie in der schön-
 sten Ordnung erhielt. Bald aber rückten diese
 Truppen nach St. Denis vor. Als der Prinz
 sich am 8ten Julius an ihre Spitze stellte, um
 das Begleit des Königs bey seinem Einzug in
 Paris zu bilden, bezeugte er in den rührendsten
 Ausdrücken den Offiziers und Soldaten des könig-
 lichen Hauses seine hohe Zufriedenheit über ihre
 Anhänglichkeit und ihr ganzes Berragen; und
 fügte im Namen Sr. Maj., deren bestimmter
 Wille war, den freyen Ausdruck des allgemeinen
 Wunsches der Pariser, ohne irgend eine Art
 von Aufforderung zu vernehmen, seinen Aus-
 sserungen folgenden Befehl bey: „Es bleibt Ihnen,
 „meine Herren! noch eine Pflicht zu erfüllen
 „übrig, die bey diesem denkwürdigen Anlasse
 „von hoher Wichtigkeit ist, und die Se. Maj.
 „selbst von Ihnen fordert. Sie werden bey
 „Einzug das tiefste Stillschweigen beobachten,
 „auch wenn das ersterbende Aufbruchgeschrey,
 „oder irgend ein Ueberrest von Aufbruchzeichen
 „ihren Unwillen reizen sollte. „Man weiß mit
 welcher Genauigkeit dieser Befehl erfüllt wurde.
 Von diesem Zeitpunkt an legte der Prinz sein
 Commando nieder, und lebte in grosser Zurück-
 gezogenheit. Im August 1815 wurde Se. k. H.

von dem König zum Präsident des Wahlkolle-
 giums im Nord-Departement ernannt, und begab
 sich in dieser Eigenschaft nach Lille, dem
 Hauptorte desselben. In dieser, durch ihre An-
 hänglichkeit an den König, auch während den
 hundert Tagen ausgezeichneten Stadt, wurde
 der Prinz mit der lebhaftesten Freude empfan-
 gen, und antwortete dem Präfecten auf seine
 Anrede: „Der König und das Vaterland sind
 „unzertrennlich; und die Liebe vereint ihn durch
 „eine unauf lösbare Kette mit seinen Völkern;
 „wer könnte diese Kette zerbrechen, deren stärk-
 „ster Ring das Nord-Departement und die treue
 „Stadt Lille ist? Der Auftrag in den Wahl-
 „kollegien dieses Departements den Vorstoß zu
 „führen, ist die höchste Günst, die der König
 „mir beweisen konnte.“ Als der Prinz Lille ver-
 ließ, nahm er von den Einwohnern, die in Be-
 weisen von Liebe und Anhänglichkeit gegen ihn
 wetteiferten, mit den Worten seines Ahnherrn
 des guten Heinrichs IV. Abschied: „Von nun
 an eins auf Leben und Tod!“ Die wichtigste
 Begebenheit in dem kurzen Leben dieses liebens-
 würdigen Prinzen war unstreitig seine Vermäh-
 lung mit der Prinzessin Marie Caroline, ältesten
 Tochter der Kronprinzessin von Neapel, gebo-
 ren den 5ten November 1798. Diese längst von
 allen wohlgesinnten Franzosen ersuchte Verbin-
 dung wurde den 28ten Merz 1816 den geleh-
 gebenden Kammern angekündigt. Die Minister
 trugen zugleich darauf an, Sr. königl. Hoheit
 ein Einkommen von einer Million festzusetzen.
 Da aber die Deputirtenkammer dasselbe aus
 eigenem Antriebe noch um eine halbe Million höher
 setzte, erklärte der Prinz, er bestimme diesen
 Ueberfluß zur Unterstützung derjenigen Departe-
 mente, welche am meisten durch den Krieg gelit-
 ten hätten. Mit allgemeiner Freude wurde die
 junge Prinzessin bey ihrer Landung in Marseille
 am 11ten May empfangen; ihre Reise durch
 Frankreich schien ein ununterbrochener Triumph-
 zug. Den 15 Brachmonat wurde sie von der
 königlichen Familie in Fontainebleau bewill-
 kommt, und den 17ten hatte die feyerliche Ver-
 mählung statt, bey welcher der König die bey-
 den Verlobten selbst zum Altar führte, und den
 Segen des Himmels über ihren Ehebund anflehte.

Die innigste Liebe vereinte das erlauchte Ehepaar, sie fanden in ihrer Verbindung jedes Lebensglück. Ach! daß es so kurz war, und so schrecklich enden mußte!

Großes Unglück zu Gossau.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Das unerhörte Unglück ereignete sich am Donstag den 22sten Brachmonat 1820. am 10.000 Ritter-Tag.

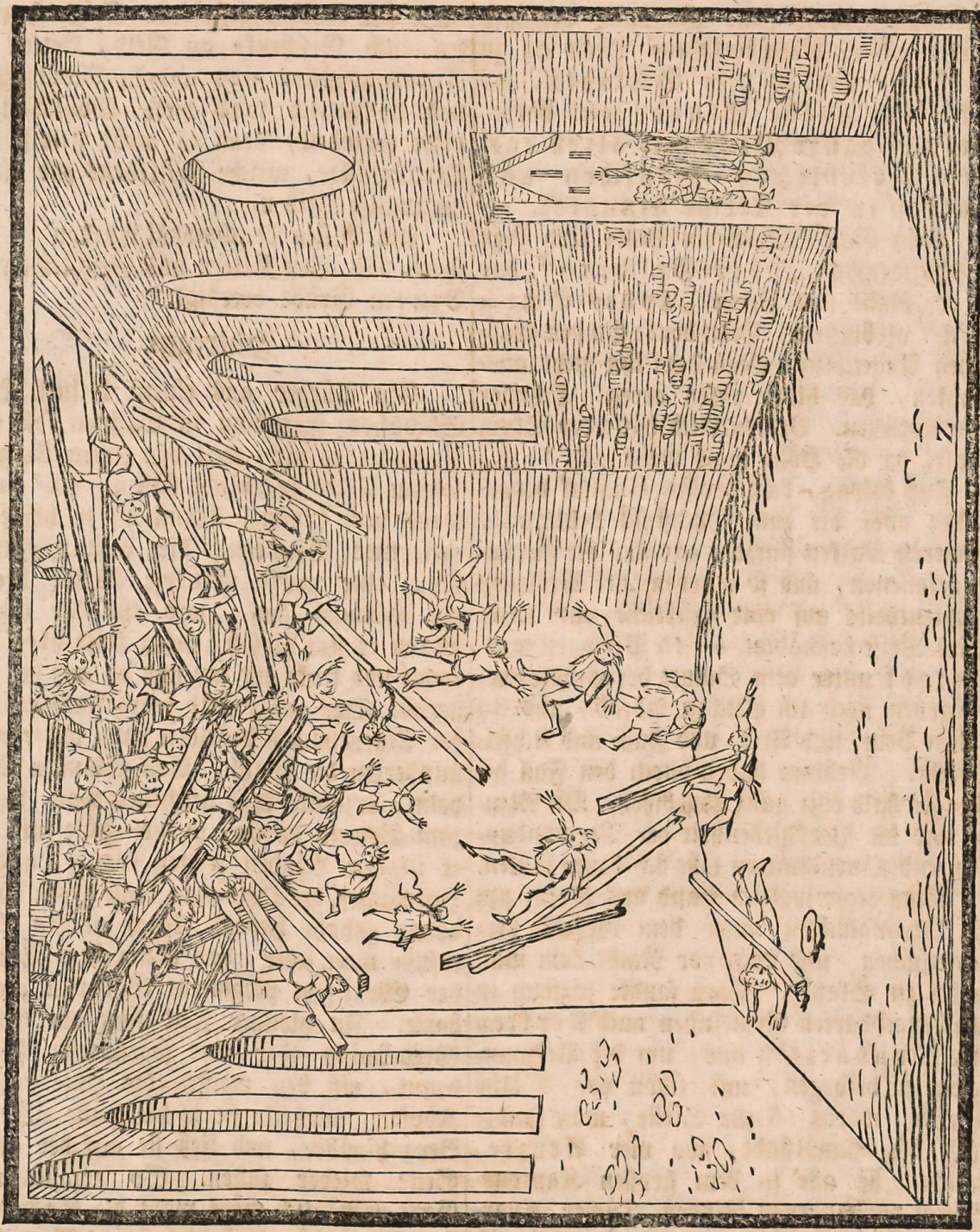
Die Gemeinde Gossau, 4 Stunden von der Stadt Zürich entfernt, gehört allerdings zu den Volkreichen, aber nicht zu den Geldreichen des Kantons Zürich. Als daher, durch Nothwendigkeit gedrungen, der Bau einer neuen Kirche beschlossen wurde, machten es sich die Vorsteher zur ersten Pflicht, bey demselben die größte mögliche Sparsamkeit zu beobachten, ohne jedoch dadurch der Dauerhaftigkeit des Gebäudes zu schaden. Es ward eine Bau-Commission gewählt, um das Unternehmen zu leiten. Diese, dem Grundsatz der Sparsamkeit huldigend, übernahm selbst die unmittelbare Aufsicht und Leitung des Baus und schloß wegen der Maurer- und Zimmer-Arbeit einzelne Akkorde.

In der Woche vom 11. auf den 18. Brachmonat wurden die Mauern der Kirche so weit vollendet, daß man den Anfang zu Legung des Dachstuhls machen konnte. Montags den 19. legte man die Mauerfedern, dann die Querbalken, welche die Decke tragen sollten und 66 bis 67 Schuhe lang waren, über diese legte man in Eile einen Boden, und auf diesen brachte man alle Balken, welche den Dachstuhl bilden sollten. Die Decke der Kirche sollte nicht unterstützt, sondern an den Dachstuhl angehängt werden, deswegen war je der dritte Querbalken in der Mittedurchbohrt, um mit einer eisernen

Schraube an den Dachstuhl befestigt zu werden. Donnerstags den 22. war man mit dieser Arbeit so weit vorgerückt, daß man Nachmittags mit Aufrihtung des Dachstuhls den Anfang machen wollte. Da es nun auch in dieser Landesgegend gebräuchlich ist, daß bey Aufstellung des ersten Schilddes des Dachstuhls, der Baumeister einen Spruch thut, so übernahm diesen Spruch, auf Ansuchen der Bau-Commission, der würdige Herr Pfarrer. Auch sollten zu noch größerer Feyerlichkeit von der Gesangschule einige passende Lieder abgesungen werden. Es war dabey die Absicht, daß der Herr Pfarrer und die Gesangschule allein auf der Kirche stehen, das Volk aber in dem Kirchhof zuhören sollte. Die Feyerlichkeit sollte mit 3 Uhr beginnen; allein gleich Nachmittags versammelten sich schon viele Leute auf dem Kirchhofe, und stiegen aus Neugierde auf die Kirche hinauf; ihre Anzahl nahm beynahe mit jedem Augenblick zu, so daß die Maurer und Zimmerleute, welche wußten, daß der gar nicht unterstützte Boden schon durch die darauf liegenden Balken sehr beschwert sene, ängstlich wurden. Einige anwesende Vorsteher machten nun wirklich Anstalten, die Leute zu bewegen, sich zurück in den Kirchhof hinunter zu begeben, und das Andringen der Neugierigen zu verhindern, weil man die Ankunft des Herrn Pfarrers und der Gesangschule erwartete. Allein die angewandten Mittel waren unglücklicher Weise nicht hinreichend; im Gegentheil soll ein zahlreicher Trupp mit den Worten: „Sie müssen an den Bau so gut bezahlen als die andern;“ die Menschenmasse noch vermehrt haben, so daß am Ende gegen 700 Personen auf dem nicht unterstützten Boden standen. Just in dem Moment, wo der Herr Pfarrer im Begleit

der.
mit
nan
ach.
es
uch.
lds
uch
An-
dige
bffe.
ige
Es
far-
der
rch.
ollte
nit-
auf
erde
hm
dass
uß-
den
lehr
tge
lich
rück
und
hin-
rrn
ete.
un-
Ge-
den
gut
den-
nde
ter-
No-
leit

Die Kirche zu Gossau im Canton Zürich.



der Gesangschule seine Wohnung verlassen wollte, stieg die überladene Decke an zu brechen, und in drey Schlägen, die man eine halbe Stunde weit hörte, fiel die ganze Decke mit allen darauf befindlichen Menschen und Balken in die Kirche hinunter. — O, mein Gott! Welch ein Mark und Bein zerschneidendes „Todes-Geschrey“, das in der Nähe und Ferne „Todes-Schreien“ verbreitete! Man denke sich den gräßlichen Augenblick! Man darf ihn nicht ausmalen, das bloße Lesen erregt Schauer und Entsetzen. Vermuthlich hätte der Sturz selbst, da die Höhe nicht mehr als 36 bis 40 Fuß betrug, kein grosses Unglück verursacht; aber die zum Dachstuhl bestimmten schweren Balken stürzten alle auf die Heruntergefallenen, und so wurden 297 Personen größtentheils auf eine gräßliche und unerhörte Weise beschädigt. — 16 Personen wurden todt unter dem Schutt hervorgezogen, 3 starben noch am gleichen Abend, und 84 haben Bein- und Arm- und Fuß- und Achsel-Brüche. Mehrere haben durch den Fall die Zungen halb oder ganz abgebissen. Die Menge und die Verschiedenheit der Verwundungen und Quetschungen läßt sich kaum zählen.

Man legte sogleich Hand ans Werk, um die Verunglückten unter dem Gebälk hervorzuheben, und noch vor Nacht kam man damit zu Stande. Man sandte sogleich in alle benachbarten Gemeinden nach Ärzten und Wundärzten aus, um die Verwundeten zu besorgen, und schon vor 8 Uhr Abends, waren 18 zur Stelle, man sandte nach der Hauptstadt, wo vier Ärzte, nachdem sie alle in dem grossen Kantons-Spital vorhandenen Binden, Tücher, Charpien, mit sich genommen, hinstellten — und so ward durch menschenliebende Thätigkeit

der ersten Noth abgeholfen. Sogleich erfolgten auch Geschenke an Geld, Betten und Kleidungsstücken und andern Bedürfnissen, und hoffentlich wird diese Wohlthätigkeit nicht ermüden, denn es giebt gewiß viele Verunglückte, welche Zettellebens zur Arbeit untauglich bleiben.

Am 25sten Brachmonat wurden 19 Personen von allen Altern und Geschlechtern in Einem Grabe beerdigt.

Hutregen.

Ein Bürger aus einem kleinen Landstädtchen irgendwo in Sachsen soll eines Nachmittags nicht weit von einem Berg auf seinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel stürmisch; er hörte ein entferntes Donnern; die Luft verfinsterte sich; eine grosse schwarze Wolke breitete am Himmel aus, und ehe der ehrliche Mann es sich versah, fielen Hüte über Hüte rechts und links und um und an aus der Luft herab. Das ganze Feld ward schwarz, und der Eigenthümer desselben hatte unter vielen hundert die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte was geschehen war, brachte zum Beweis davon, so viel Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Orts mag keine grosse Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten exerzirt hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine sogenannte Windsbraut, riß den meisten die Hüte von den Köpfen, wirbelte sie in die Höhe über den Berg hinüber, und ließ sie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht. Indessen gehört doch eine starke Windsbraut und folglich auch ein starker Glaube dazu.

E, das het doch ley Gattig.

Ein Handelsmann, der eine Anforderung an einen Krämer im Canton Z. zu machen hatte, und wegen dieser Anforderung sehr besorgt war, dieselbe zu verliern; berathschlagte sich deswegen mit einem seiner Freunde, der ihm den Rath gab: sich in dieser schwierigen Sache, an den erfahrenen, klugen, und in Redlichkeit und Treue erprobten Vice-Weibel E. zu wenden. Der Kaufmann ließ sich den Rath gefallen, gieng zu dem Weibel, gab demselben Conto nebst Procur, und der Weibel trat die Reise auf Z. zu dem Krämer unverzüglich an, war so glücklich die Anforderung sogleich in klingender Münze behändigen zu können. Bey seiner Zurückkunft wurde er von dem Kaufmann zu einem Schmaus in das Wirthshaus eingeladen, bey dem sich auch einige Freunde des letztern einfanden, die alle sehr wohl wußten, daß der Vice-Weibel ein sonderbares Vergnügen hatte, Abenteuer zu erzählen, die er einmal erstanden hatte.

Bey dem Abendessen fieng der Weibel an und sagte: Es schaudert mich doch erschrecklich, wenn ich daran denke, was ich auf meiner Rückreise für Angst ausgestanden habe, und fieng nun an wie folget: Unweit Z. kam ich in der Mittagsstunde in einen Wald, plötzlich wurde es um mich ganz finster, und ich sah etliche lange Messer gegen mich ausgestreckt, aber keine Hände; eine Stimme rufte mir zu: Gieb dein Geld, oder du mußt sterben! Ich sagte entschlossen, daß ich keins hätte, und bekam zur Antwort: Wir wissen, daß du hast, gieb her! Ich schlug sogleich mit meinem Stoc drein, es wurde wieder ganz helle, und ich sah zwey Männer tod am Boden liegen. Gleich gieng ich fort, kam in ein Wirthshaus,

forderte einen Schoppen Wein, und sogleich trat eine Weibsperson zu mir, wollte von meinem Wein trinken, und als ich es nicht zulassen wollte, so traten gleich zehn andere zur Thür hinein, immer eine schöner als die andere, und wollten mich zwingen, ihnen Wein zu bezahlen, darüber wurde ich böse, packte alle zusammen und schmiß sie auf einen Haufen, der sich plötzlich in Asche verwandelte. Ich bezahlte dem Wirth 6 Kreuzer gieng fort und kam in einen Wald, plötzlich stand ein Mann vor mir in grüner Uniform mit einem Turban und schwarz und grüner Cofarde, forderte mein Geld, meinen Namen und Heymath, ich weigerte mich standhaft, er rufte seinem Knecht, welcher sogleich kam und ein Buch unter dem Arm hatte, worein mich alsobald der Türk zwingen wollte, meinen Namen einzuschreiben. Ich ersann sogleich eine List, nahm die Feder und schrieb: Ambrosius Augustus von Eselskopf, Baron von Stierenhausen, worauf der Mann mit seinem Knecht so erschrak, daß beyde todtbläß zur Erde fielen. Ellends gieng ich nun weiter, kam bald wieder in einen Wald, aber o Himmel, wie erschrak ich als ich mich plötzlich von mehr als hundert Räubern umringt sah, die alle kohlschwarz waren und Kappen auf dem Kopf hatten, unter denen Hörner von verschiedener Gestalt hervorragten: ich besann mich nicht lange, griff in Sack und langte meines Vaters Wunschelruthe, die ich mitgenommen hatte, hervor, drehte dieselbe 9 mal herum, und husch, so waren die hundert Räuber alle in Dornbüschel verwandelt. Hier fieng nun die ganze Gesellschaft so zu lachen an, daß sie fast alle außer Athem kamen. Endlich wurde unser Herr Baron von Eselskopf mit einem tüchtigen Kausch nach Hause geschickt, und die Ge-

fellschaft beschloß, sogleich einen Expressen an den Verleger des Hink. Votten zu senden, mit Bitte: Diesen aus guten Gründen ausser Dienst gesetzten Träumer in der ihm gebührenden Rittertracht, mit vier Schuh langen Ohren und hölzernen Goliathschwert, dem Kalender 1821 einzuverleiben.

O Hans o Hans, wie chänst'e Lüge,
O schändi doch dyr Lebelang!
E's fehlt d'er schier nüt meh als d's Flüge,
U dee d'e Ehre ihres G sang.
Du chast keis Pferdt meh aspannen,
Warum? Du heft keis Wägell meh;
Du sen'st, du chönst Geister bann'e,
U heft dyr Lebti keine g'seh.

Seltamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus, und läßt seinen Buben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer, und sagt: Das ist nicht recht, Vater, das ihr reitet, und laßt euren Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder. Da stieg der Vater vom Esel herab, und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann, und sagt: Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest, und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine. Da saßen beyde auf, und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann, und sagt: Was ist das für ein Unverstand: zwey Kerle auf einem schwachen Thiere; sollte man nicht einen Stoc nehmen, und euch beyde hinabjagen? Da stiegen beyde ab, und giengen selb dritt zu Fuß rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann, und sagt: Ihr seyd drey kurtlose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwey zu Fuß gehen? Geh's nicht leichter, wenn einer von euch reitet? Da band der Vater dem Esel die

vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Strasse stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Das verbesserte Compliment.

Du armer Meister Stelzfuß, nun wundere ich nicht mehr wenn du schon so oft mit Magenweh und Bauchgrimmen befallen wirst, und dein kleines Tagelöhnchen für Rhabarber, Cremor Tartari ausgeben mußt. Also, aufgepaßt! Ein kleiner Knabe von seiner Mutter begleitet, wollte seinem Herrn Götti in L. einen Besuch abstaten: bey dem Eintritt in das Zimmer, sagte der Knabe: Gott grüß ech Herr Götti!

Gott grüß di du Holzschlägel, erwlederte der Herr Seckelmeister in verbissenem Zorn. Die Mutter bemerkte gleich die Ursache dieses sonderbaren und seltsamen Gegengrusses, und strafte den Kleinen mit den Worten: Chänst d'e nit säge, Gott grüß ech Herr Seckelmeister! Schamroth und beglerig, den Fehler zu verbessern; begrüßt das Kind zum zweytenmal mit zagernder Stimme, und zwar wie es die Mutter vorgesprochen hatt: nun ergriff der Herr Seckelmeister ganz huldreich die Hand des Kleinen, und sagte: Gott grüß di mi liebe Jakob!

Ach, gute Tag mi liebe Götti,
I cha nit grüsse wie m'e sötti,
Ach, syt so gut und zürnet nüt!
Dir g'seht ja wohl, i bi no chlin'e,
Möcht lieber lache weder grin'e,
Das d'Pratig lese, allt Luth: